This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G6
I60
M95

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Begründet von
Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Prof. Dr. Geffcken.

Fortgeführt von
E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Dresden. u. Pfr. G. Schlosser in Frankfurt a. M.

(Heft 46.) Band VII. Heft 6.

Goethe's Iphigenie.

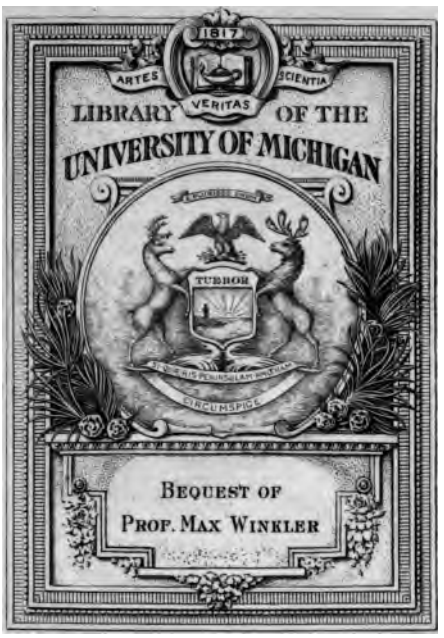
Ihr Verhältniß zur griechischen Tragödie und zum Christenthum.

Von

Dr. H. F. Müller.

Chr. Belser'sche Verlagshdlg.
in Stuttgart.

VERLAG VON GEBR. HENNINGER HEILBRONN 1874


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

838
G6
I60
M95

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band VII. Heft 6.

Goethe's Iphigenie.

Ihr Verhältniß
zur
griechischen Tragödie und zum Christenthum.

Von

Dr. H. F. Müller.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Gift
Winkler Bequest
7-8-31
3-6-35 a.

Wieland nennt Goethe's Iphigenie ein altgriechisches Stück, Schiller findet sie erstaunlich modern und ungriechisch. Sie haben beide Recht. Antik ist ja die Klarheit und Durchsichtigkeit der Composition, die Oekonomie in ihrer Beschränkung auf das Wesentliche und Nothwendige; die majestätische Ruhe, welche bei aller inneren Bewegung über dem Ganzen schwebt, die edle Einfalt und stille Größe: es sind lauter Merkmale antiker Kunst- und Meisterwerke. Aber die Personen, ob sie gleich griechische Namen tragen, fühlen und denken, reden und handeln nicht wie Griechen; sie sind unsers Geschlechts, unter der griechischen Gewandung schlagen deutsche Herzen; die Gesinnung, der Geist, welcher uns aus dem Drama entgegentritt, ist ein durchaus moderner, ein deutscher und christlicher Geist. Ein Hellene würde weder die Charaktere der handelnden Personen verstanden, noch die Führung der Handlung oder die Lösung des Conflictes begriffen haben: so ungriechisch und modern ist alles gedacht. Von dem antiken Mythus bleibt nicht viel mehr als die Namen übrig, das Gefäß hat sich mit einem völlig neuen Inhalt erfüllt.

Woher diese Neuschöpfung? Ein tiefer dringendes Verständniß begnügt sich nicht mit der Thatsache, es möchte Ursprung und Werden im Geiste des Schöpfers erkennen. Nachdenken alles Geschaffenen ist ja der Weisheit letzter Schluß.

Die Literaturgeschichten, welche sich überhaupt darauf einlassen, geben eine ungenügende Erklärung. Vilmar, der wie kein anderer dazu wäre berufen gewesen, geht auf eine nähere Erörterung der Frage nicht ein; er sagt nur: „es wehet durch das Stück ein Geist der Innigkeit, ein leiser Hauch des Friedens (wie namentlich in der Wendung, welche der Dichter dem antiken

Stoffe am Schluß gegeben hat), und dieser gehört zum deutschen Erbtheil." Richtig gewiß, aber nicht genug. — Herman Grimm spürt der Entstehung des Gedichtes sehr sorgfältig nach und begleitet die Entwickelung desselben aufmerksam durch alle Stadien bis zum endlichen Abschluß in Rom. Er erklärt vieles an der Form wie am Inhalt. Wohl wahr, daß in Thoas, dem edlen fürstlichen Manne, der Herzog Karl August sich erkennen läßt, an den Goethe wie Iphigenie an Thoas durch heilige Bande des Dienstes und der Dankbarkeit geknüpft war und von dem er doch gleich seiner Iphigenie eine Erlösung aus unerträglichen Zuständen erflehen mußte: die erschütternde Bitte um Freiheit in der letzten Scene des letzten Actes entsteigt den Tiefen der eigenen Seele des Dichters, den die Sehnsucht nach der geistigen Heimath, nach Italien, verzehrt. Wohl wahr ferner, daß Frau von Stein die eigentliche Trägerin der Dichtung und Iphigenie ihr verklärtes Bild ist, daß in der Entsühnung des Orestes durch die Schwester dargestellt wird, welchen Frieden die schwesterliche Freundschaft der geliebten Frau dem Herzen des Dichters geschenkt hatte. Aber eben diese Entsühnung, „die Achse des Stücks", wie sie Goethe selber nennt, wird auch bei Grimm nicht vollkommen klar. Wie ist sie möglich? Was bedeuten die beiden Verse, in die Goethe selbst den Ideengehalt des Dramas zusammenfaßt, die Verse:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Und was befähigte denn den Dichter zu diesem tiefsinnigen Ausspruch? — Gervinus weist nachdrücklich darauf hin, daß auch Iphigenie nicht aus der Reihe der übrigen Werke Goethe's heraustrete, die mit sichtbaren Fäden an seine eigene Existenz geknüpft sind, wie er selber auf Weg und Steg mit pragmatischer Gewissenhaftigkeit nachweise. „Es ist kein Spiel eitler Worte, wenn wir sagen, daß dieses reine, edle Dichtungswerk voll Milde und Frieden als ein Symbol dasteht, in dem der zur Klarheit und Ruhe gekommene Dichter, der seine titanische Zeit und Qual eben abgelegt hatte, dessen dichterischer Eifer sich sonst um den gefolterten Prometheus drängte, der selbst seinen Freunden Prometheus hieß

und sich selber das Loos des Tantalus bisher zugeschrieben hatte, jetzt seine eigene Versöhnung in der jenes Heroenhauses besang, welchem gleich jener himmelstürmerischen Jugend statt des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit nur wüthende Begierde eigen war. In der sanften Stimmung seiner neugewonnenen Befriedigung suchte er nicht ohne den innersten Trieb das Thema dieser Versöhnung unter seinen alten Plänen zuerst hervor, ja er dachte so eifrig an eine zweite Iphigenie in Delphi, in der noch einmal gesteigert nach einer letzten Gefahr die endliche Versöhnung stattfinden sollte, daß er über diesen neuen Plan fast seinen Tasso aufgegeben hätte. Das eigentliche Gewicht der alten Schicksalstragödie in sein Stück zu legen, dazu war Goethe überhaupt nicht gemacht und damals am wenigsten gestimmt." Warum nicht gemacht und nicht gestimmt? Wie gelangte Goethe-Prometheus zur Versöhnung und zum Frieden? Was trieb ihn, den überkommenen Stoff aus einer neuen Idee, gerade dieser Idee der Versöhnung heraus ganz neu zu gestalten? Wenn Hettner in der Heldin des Stückes die „seelenvolle Verkörperung und Verklärung des höchsten sittlichen Ideals" unseres Dichters erblickt und dies Drama „die reife Frucht des neuen Zeitalters, die schöne und naturwüchsige Blüthe der reinen und harmonischen Humanitätsidee" nennt, so möchten wir gern genauer wissen, wie diese Blüthe und Frucht gewachsen ist, welche Stufen zu dieser sittlichen Höhe emporführten.

Um die Höhe, auf der Goethe's Iphigenie sich hält, recht zu erkennen und zu würdigen, werden wir gut thun, die Dramen aus dem Alterthum, welche denselben Stoff behandeln, zur Vergleichung heranzuziehen. Die drei großen griechischen Tragiker, Aeschylus, Sophokles und Euripides, haben den Mythus von dem Morde und der Entsühnung des Orestes zum Gegenstand einer Tragödie gemacht.

Die schöne heitere Griechenwelt ist sprichwörtlich geworden. Ungebrochen von dem Zwiespalt des Lebens, nicht gedrückt von Sündenschuld und Reue, freuten sich die Griechen ihres Daseins, das sie in frohem Schaffensdrange nach allen Seiten hin har-

monisch zu gestalten suchten. So scheint es bei oberflächlicher Betrachtung. Aber der tiefer dringende Blick sieht ein anderes Bild. Diese sichtbare Welt, die Flucht der Erscheinungen, bietet dem Menschenherzen nie und nirgends ein volles Genügen; es hat einen Zug zu den Tiefen der Natur, es sehnt sich nach Erkenntniß der hinter und über der Natur geheimnißvoll waltenden Mächte. So auch die Griechen. Woher sonst die Orakel? Dort in Delphi, dem Mittelpunkt der Erde, weissagt die Pythia und macht den Menschen in räthselhaften Sprüchen kund, was dem dunklen Schoße der Erde, dem Urquell entsteigt; dort holen sie sich Raths für die vielfach verschlungenen Pfade des Lebens. Woher sonst die Mysterien? Die Griechen ahnten wohl etwas von den dunklen Mächten, die über das Schicksal der Sterblichen, über Glück und Unglück, Leben und Tod verfügen. Warum sonst Gebete und Opfer, Sühnopfer? Das Dasein erscheint ihnen durchaus nicht immer in rosigem Lichte, nicht eitel Freude und Wonne. Fragt nur die Dichter: von Homer an bis zum Verstummen der Poesie werdet ihr Klagen genug vernehmen über die Nichtigkeit und Hinfälligkeit, die Mühen und Plagen der sterblichen Menschenkinder. Hesiod schließt seine Schilderung der vier Zeitalter mit dem trostlosen Ausspruch: des Unheils wird kein Ende sein und keine Abwehr wird es geben. Kein Volk hat so tiefsinnige Sagen, und in diesen Sagen sind die durchgehenden Grundgedanken Schuld und Sühne. In großen deutlichen Zügen steht es da:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Klar und deutlich tritt aus den schön geschmückten Erzählungen von den Heroengeschlechtern das Thema hervor:

Ihr führt in's Leben ihn hinein
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Auf diesem Boden erwächst die tragische Poesie. In mehreren Tragödien hat Sophokles den Fluch, der auf dem Hause und Geschlecht der Labdakiden ruht, zu deuten gesucht. Wie der Fluch getilgt und die strafende Nemesis versöhnt wird, hat er im

„Oedipus auf Kolonos" gezeigt. Der heftige, eigenwillige, übermüthige König kehrt zurück zu ruhiger Besonnenheit, zu milder Frömmigkeit und vertrauensvoller Ergebung in den Willen der Götter. Die Gottheit führt den Menschen durch Leiden zur Erkenntniß und belohnt seine Demuth durch Barmherzigkeit.

Eine Seele, denk' ich, genügt für tausend auch
Die Schuld zu sühnen, wenn sie naht mit lauterm Sinn.
(Oedip. Col. 495. 496.)

Klingt das nicht wie eine Weissagung aus dem Heidenthum zu uns herüber? (2. Corinth. 5, 21). Und in derselben Tragödie lesen wir V. 1267 das herrliche Wort:

Doch sitzt ja selbst bei Zeus auf seinem Thron
Als Anwalt jeder Schuld Barmherzigkeit.

Dasselbe Thema von der Schuld und Sühne eines frevelnden Geschlechtes behandelt Aeschylus in der einzigen uns vollständig erhaltenen Trilogie, der „Oresteia". Den Stoff dazu hat ihm die Geschichte des fluchbeladenen Hauses der Pelopiden gegeben; mit dem Ahnherrn Tantalus hebt der Fluch an, der gesühnt wird durch Orestes und — durch Iphigenie bei Goethe. Die Sage selbst erzählt Iphigenie bei Goethe im 3. Auftritt des 1. Aufzuges in ergreifender Weise. Wir bitten sie dort nachzulesen und uns dann auf einer kurzen Wanderung durch die griechische Tragödie zu folgen. Auf die Entsühnung des Orestes richten wir unser Hauptaugenmerk.

Die erste Tragödie der Aeschyleischen Trilogie, Agamemnon benannt, schildert die Heimkehr und Ermordung des Agamemnon. Kaum hat der Wächter gemeldet, daß die Flammenzeichen auf den Bergen die Heimkehr der Griechen von Troja verkündigen, so tritt in königlichem Schmucke Klytämnestra, begleitet von einer Schaar Dienerinnen, auf die Bühne, um das Opfer zu beginnen. Schweigend verharrt sie während des Wechselgesanges des Chors der mykenischen Greise. Sobald die Töne verklungen sind, verkündet sie die Siegesbotschaft. Kälte, Hochmuth, Hohlheit sind der Charakter ihrer Rede; schon denkt sie daran, daß der Bewältigten Blut wach werden und Rache von den Siegern fordern könne; auch denkt sie an der Tochter Tod (Iphigeniens Opfe-

rung) und alles Andere, das sich nun erfüllen müsse. Zwar stimmt der Chor ein Danklied an, aber es ist kein freudiges Danklied; bange Sorge um die Zukunft drückt es nieder. Man kann den Blick nicht wenden von jener regungslosen, verhüllten Gestalt der Königin; sie selbst ist das stumme Geheimniß jener Zukunft. Da kommt ein Herold und kündigt das Herannahen Agamemnon's an. Was darauf Klytämnestra spricht von ihrer ungemessenen Freude, von ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den König ihren Gemahl und Herrn, von dem Verlangen ihn zu sehen, das ist als erniedrige sich dies stolze Weib, um desto sicherer ihren tückischen Plan auszuführen; statt der früheren Kälte heuchelt sie weibliche, fast kleinliche Freude; nur ihr letztes Wort ist wieder voll des kalten, schneidenden Stolzes; dann geht sie mit ihrem Gefolge in den Palast zurück. Es folgen Wechselreden zwischen dem Chor und dem Herold, in denen ein großes, Theilnahme erweckendes Bild von dem Könige entworfen wird: er erscheint als ein zweifach heiliger Herrscher, des Ruhmes wegen, den er errungen, der Leiden wegen, die er ertragen, ein Heros in erhabenster, ernstester Männlichkeit. Und dieser Mann wird, mit süßen Schmeichelworten von seinem Weibe in den Palast geleitet, meuchlings im Bade erschlagen von seinem Weibe. Mit dem Mordbeil über der Schulter tritt die Mörderin heraus:

Hier steh' ich nach dem Morde, wie ich ihn erschlug;
Ich hab' es so vollendet und bekenn' es laut,
Daß der dem Tod nicht wehren konnte noch entfliehn.
Ich schlang ein endlos weit Geweb' rings um ihn her,
Gleich einem Fischnetz, falschen Glückes Prunkgewand;
Ich schlag' ihn zweimal, zweimal weherufend läßt
Er matt die Glieder sinken; als er niederliegt,
Geb' ich den dritten Schlag ihm, für des Hades Zeus,
Den Retter der Gestorbnen, frohgebotnen Dank.
So fallend hauchet er den Lebensathem aus
Und trifft, des Blutes jähen Strahl ausröchelnd, mich
Mit einem dunklen Tropfen seines blut'gen Thaus,
Mir minder nicht zur Freude als Zeus' Regenschau'r
Dem Acker, wenn in der Knospen Mutterschoß es schwillt.
Um solchen Ausgang dürftet ihr, ehrwürd'ge Schaar,
Wohl freudig sein, wärt ihr es; ich frohlocke laut.
Und wär' es Sitte, Spenden über Leichen auch

Zu gießen, hier wär's wohl gerecht. Und ganz gerecht
Hat er den Kelch so vieler fluchgemischten Schuld,
Den er gefüllt, heimkehrend selber auch geleert.*)

Voll Abscheu und Entsetzen wenden wir uns mit dem Chor hinweg von diesem Greuel. Alle vorgebrachten Entschuldigungsgründe können das verruchte Weib nicht rechtfertigen; und als vollends der elende, feige Prahler Aegisthus auftritt, mit dem Königspurpur und Königsscepter geschmückt, als Klytämnestra ihn vor dem Zorn des greisen Chores schützt und in den Palast zurückführt, um dort mit ihm die Frucht ihrer Frevelthat zu genießen: da wünschen wir den Rächer herbei, diese Elenden haben fast unser Mitleid verwirkt.

„Für feindliches Wort sei feindliches Wort."
Also ruft Dike, die lautere, laut,
Wenn die Buße des Hasses sie eintreibt!

„Für blutigen Mord sei blutiger Mord!
Wer that muß leiden!" so heißt das Gesetz
In den heiligen Sprüchen der Väter.

Orestes, der Rächer, naht. In den Choephoren (Grabesspenderinnen) erreicht die Tragödie ihren Höhepunkt. Nicht unheiliges Verlangen, nicht Rachbegier und Frevelmuth treibt den Orestes zu seiner That; Apollo selbst, der Gott hat sie ihm geboten unter Androhung der schwersten Strafen für ihn selbst und alles Volk. Unterläßt er die That, so wird schwere Krankheit an Leib und Seele, Hunger und Pestilenz ihn schlagen, und der Fluch wuchert fort; vollbringt er sie, so muß er der Mörder der eigenen Mutter werden und die allerschwerste Schuld auf sich laden. Das ist der tragische Conflict in seiner ganzen Schärfe; mit Centnerschwere lastet er auf der Seele des Unglücklichen. Entschlossen, den tödtlichen Streich zu führen, schwankt er, als die Mutter ihn mit flehender Stimme als ihren Sohn anredet, als sie die Mutterbrust ihm zeigt, an der einst einschlummernd oft mit seinen Lippen sog die süße Muttermilch. Pylades, der treue Gefährte, der nur hier in die Handlung eingreift, muß

*) Nach der Uebersetzung von Johann Gustav Droysen, dem wir vielfach auch in unsern erklärenden Andeutungen gefolgt sind.

ihn an der Götter Geheiß und Verheißung sowie an die eigenen Eide mahnen. „Hab' Alle lieber als die Götter dir zu Feind!" So vollbringt er denn, was eine höhere Macht ihm aufgetragen. Daß dem Oreſtes unſer Mitleid zu Theil werde, dafür hat der Dichter auf mannigfache Weiſe geſorgt. Damit die Mutter ungeſtört die Frucht ihrer Buhlſchaft genießen könne, iſt der Sohn hinausgeſtoßen in die Fremde; verlaſſen, fremd und einſam, einem Bettler gleich, ſteht er vor dem blutbefleckten Hauſe ſeines ſchmachvoll erſchlagenen Vaters. Aber wenn der Chor zu jubelnder Freude auffordert und das Licht wieder erſcheinen ſieht, ſo können wir nicht mit einſtimmen, können wir das Licht nicht erblicken. Wir ſehen die Erinnyen, die ſchwarzen Geſtalten der Fluchgöttinnen aufſteigen; wir hören die herzzerreißenden Klagen des Oreſtes:

Es quält mich meine That, mein Leid, all' mein Geſchlecht,
Mit dieſes Sieges reicher Schuld verflucht zu ſein!

In hellem Wahnſinn, von furchtbarſter Angſt gegeißelt, ſtürzt er die Stufen hinab, hinaus in's Weite. Agamemnon's Mord iſt gerächt, der Sohn hat das Gerechteſte vollbracht durch tiefſten Frevel, ein endloſes Knäul.

Zum dritten erſchien, nenn' Heiland ich
Nenn' Mörder ich ihn?

Wo endet es je? wo findet noch Ruh
Die beſänftigte Macht des Verderbens?

Die Eumeniden (Wohlgeſinnten), ſo heißt die dritte Tragödie der Trilogie, verſuchen die Antwort zu geben. Oreſtes hat ſich in den Apollotempel zu Delphi geflüchtet. Vom Apollo hofft er Entſühnung,

Denn Seherheiland iſt er, Zeichenkündiger,
Und allem Hauſe jeder Schuld Entſündiger.

Die Erinnyen ſchlafen im Tempel. Der Schatten Klytämneſtra's weckt ſie wieder. Apollo weiſt ſie aus ſeines Tempels heiligem Gebiet; ſie ſchmähen und klagen, daß ihr, der uralten Göttinnen Recht gekränkt ſei durch ihn, den milden, jugendlichen Gott. Und es hört ſie Apollo und nennt ihnen ein anderes, höheres Recht, das er vertrete; ſie müſſen hinaus, und wild und ordnungslos

stürzen sie denselben Weg entlang, auf welchem Hermes den Schützling des Gottes geführt hat; aber Apollo geht ruhig zurück in sein Heiligthum. Fortan steht nicht mehr That gegen That oder Mensch gegen Mensch, Götter und Götter stehen gegen einander, kämpfend um den Menschen, der rechtthuend schuldig ward; aber in heller, freudiger Ruhe der göttliche Jüngling Apollo, in freudeloser, verfolgungsheißer Wuth die alten, grausigen Göttinnnen: an Orestes' Urtheil soll sich der Sieg zwischen ihnen entscheiden; er ist gen Athen geflohen, daß Pallas Athene über ihn richte. Wir finden ihn im Tempel der Pallas an dem Altar der Göttin sitzend und ihr Bild umfassend. Die Erinnyen haben ihn auch dort aufgespürt und verklagen ihn auf's Neue. Ruhiger und gelassener darf er ihnen antworten. Denn das Reinigungsopfer für ihn ist dargebracht: hinweggewaschen ist des Muttermordes Greul. Aber freigesprochen ist er noch nicht. Athene schlägt sich in's Mittel. Sie beruft auf den Areopag (den Areshügel) ein Tribunal von zwölf Richtern, um den Proceß zu führen und die Entscheidung zu fällen. Als Anwalt tritt Apollo auf, Klägerinnen sind die Erinnyen. Die Richter geben ihre Stimme ab, sechs sind für, sechs gegen den Verklagten. Da wirft Athene einen weißen (freisprechenden) Stein in die Urne und Orest ist freigesprochen. Tief bewegt dankt er seiner Retterin und mit Segenswünschen für die Stadt der Athener kehrt er nach Argos heim. Damit aber schließt die Tragödie noch nicht. In aller Ausführlichkeit folgt die Versöhnung und Umstimmung der Erinnyen, welche die Rechte des Blutes vertreten. Athene stellt ihnen vor, daß sie durch den stimmengleichen Spruch der Richter nicht besiegt sind, und bittet sie, abzulassen von ihrem bittern Amt der Blutrache und einer höheren Macht sich zu fügen. Sie verspricht ihnen Ruhe und Ehre, einen Sitz im Heiligthum und Opfer von Seiten aller Frommen. Endlich geben sie nach: die Erinnyen werden zu Eumeniden. Fortan sind sie die hehren, gnädigen Gottheiten, die des Rechtes walten, die mahnend und strafend gleich der Stimme des Gewissens wohlgesinnt und wohlthätig Gesetz und Sitte und Frömmigkeit aufrecht erhalten. In Athen finden sie ihre neue Heimath, Heil und Segen verheißen sie dem

frommen Volk der Athener. Damit schließt die Orestie des Aeschylus.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Schluß. Die alten Göttinnen aus der Titanenzeit erhalten eine Stelle im Kreise der jüngeren Götter, in der neuen sittlichen Weltordnung. Die Furien haben sich aus wilden Schreckensmächten verwandelt in die geordnete Strafgewalt des Staates, die Zeit des starren Vergeltungsrechtes und der Blutrache ist vorüber. „So wissen wir endlich, warum Apollo im Auftrage des Zeus dem Orest die schreckliche That befohlen hatte. Es war geschehen in der Absicht, eine Sitte, die nur als Nothzaum gedient zur Zügelung eines rohen Zeitalters, durch ihr eigenes Uebermaß zur Unsitte zu stempeln und abzuschaffen. Die Nothwendigkeit, die persönliche Rache zu verwandeln in Staatsgerechtigkeit, sollte allgemein bewußt werden. Deshalb mußte Orest die Pflicht der Blutsühne erfüllen für seinen Vater, gegen seine Mutter, im schrecklichsten aller denkbaren Fälle, wo sie das stärkste der angebornen Gefühle für sich und gegen sich hatte. Kurz, die Orestie des Aeschylus ist ein Tendenzstück der Religion, der Sitte und des Rechts, angelegt mit einem Tiefsinn, dem keine geringere Bezeichnung gebührt als die der Anbetungswürdigkeit für alle Jahrtausende. Der Dichter verherrlicht in ihr seine Vaterstadt, indem er zeigt, wie zuerst in Athen die griechische Reformation, die wichtigste staatlich-sittliche Neuerung der lichteren, menschlich milden apollinischen Religion eingeführt worden. Diese Religion verhielt sich zu der früheren der titanischen Epoche und des Heroenzeitalters ganz ähnlich wie das Christenthum zum Judenthum.“ *)

Die religiös-mythische Lösung des Problems befriedigte die Zeitgenossen des Dichters ohne alle Frage. Denn dieser stellte eben dar, was im religiösen Bewußtsein seines Volkes wahr und lebendig war. Die überraschende Wendung in den beiden letzten

*) So W. Jordan in seiner Uebersetzung des Sophokles (Einl. zur Elektra), die leider, wie es scheint, den allseitigen Beifall nicht findet, den sie verdient.

großen Scenen der Eumeniden mußte die Athener mit Stolz und Entzücken erfüllen, uns will sie befremdlich dünken, unser religiös-sittliches Bewußtsein befriedigt die gegebene Lösung nicht. Wie kann ein weltlicher Gerichtshof über eine That wie die des Orestes entscheiden, ich meine entscheiden darüber, ob diese That sühnbar sei oder nicht? Und vollends, welche Vertheidigungsgründe werden angeführt! Zeus hat die That befohlen, denn des Mannes Blut schreit nach Rache, des Weibes Blut nicht also, wie es scheint. Muttermord ist weniger gräßlich als Vatermord. Denn

> Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
> Sie hegt und trägt den eingesäten Samen nur;
> Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand,
> Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt.

Man kann, so fährt Apollo fort, auch ohne Mutter Vater sein. Beweis: Pallas Athene, die dem Haupte des Olympiers entstiegen. Und Athene legt für Orestes ihren Stein in die Urne, weil keine Mutter sie gebar und alles Männliche ihr am Herzen liegt.

> Denn des Vaters bin ich ganz.
> Darum des Weibes Loos begünst'gen werd' ich nie,
> Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauses Hort.

Das ist doch seltsam, wenn nicht verletzend für unser Gefühl. Wir würden es begreifen, wenn Athene etwa spräche: Kein menschliches Gericht ist im Stande, diesen Fall nach gebührendem Recht zu entscheiden; ihr seht, die Wage steht im Gleichgewicht. Hier kann nur schlichten und retten die Gnade; aus Barmherzigkeit spreche ich den Muttermörder frei. Möglich, daß dergleichen dem Sinne nach in der Entscheidung durch die Göttin liegt. Aber ethisch und psychologisch befriedigt uns diese Lösung nicht. Denn wie? Ist Orestes nicht lediglich das Object, um welches sich der Streit dreht? Nicht er wird versöhnt, sondern die Erinnyen; sie ändern ihren Sinn, sie werden ausgesöhnt mit ihrem Looſe. Mit großem Fleiß und in breiter Ausführlichkeit hat uns der Dichter diesen psychologischen Vorgang geschildert. Von Orestes erfahren wir nichts dergleichen. Ungebeugt und ungebrochen steht er vor wie nach der That da; nur einen Augen-

blick hatte er in der That geschwankt. Gerechtigkeit hat er geübt, Gerechtigkeit fordert er. Sie wird ihm zu Theil, objectiv ist er gerechtfertigt; aber auch subjectiv? Man kann so reflectiren: Die Furien haben ihn gejagt und gehetzt bis zum Wahnsinn, namenlos hat er unter ihrer wüthenden Verfolgung gelitten. Nun sind die Rachegeister beschwichtigt und durch eine höhere Macht zufrieden gestellt; sie haben fortan keinen Theil an dem Unglücklichen, also kann er in Frieden seine Straße ziehen. Ganz recht. Für den Dichter und nach dem Glauben der Griechen waren die Erinnyen objectiv und real existirende Wesen, aber ganz offenbar liegt doch nur in dem eigenen Schuldbewußtsein des Orest das Recht der Erinnyen auf ihn begründet. Nachdem er die Mutter getödtet, sieht nur er die grausigen Fluchgestalten aus der Tiefe emporsteigen, allen Anderen bleiben sie verborgen. Was geschieht nun, was geht in seinem Innern vor? Nichts, keine Wandelung, die uns den Frieden und die Ruhe im Gemüthe nach jenen heftigen Stürmen und Erschütterungen begreiflich machte. Zwar das Sühnopfer ist dargebracht und als vollgültig angenommen, aber die Versöhnung des eigenen Herzens sehen wir nicht. Als Pylades die Iphigenie zur List und zur Täuschung des Thoas zu überreden sucht, da weist er sie hin auf die Noth, die den Schritt fordert, die sie vor Göttern und Menschen gewiß entschuldige. Aber Iphigenie entgegnet:

Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.

Das trifft auch hier zu. Des Orestes Herz kann so wenig befriedigt sein wie unserm sittlichen Gefühl genügt wird. Was verdammte denn den Muttermörder? Nicht die Menschen, nicht die Götter klagen ihn an; sein eigenes Herz verdammt ihn, sein sittliches Bewußtsein klagt ihn an. Zwar hat er im Auftrag und nach dem strengsten Befehl des Gottes gehandelt, zwar hat er ohne alle Leidenschaft, ohne Rachgier das Furchtbare vollbracht als ein reines Werkzeug der Gerechtigkeit: der Dichter hat wohl vorgesorgt, daß wir statt Zorn und Unwillen nur Mitleid empfinden; aber der Mann selbst ist sich deutlich bewußt, welch' einen tiefen Riß er in die geheiligte Ordnung der Natur gemacht hat, die Schrecken des Gewissens über die unnatürlichste aller Unthaten

werden ihm nicht erspart, um so weniger, je reiner sein sittliches Gefühl, je edler sein Charakter sich darstellt. Wir hätten es sehen müssen, wie die Sünde, die blutroth war, schneeweiß wurde, wie der Läuterungsproceß von unseliger Zerrissenheit zu dauerndem Frieden sich vollzog und wie der Fluch des Geschlechtes nun auch im Gemüthe des gotterwählten Rächers und Retters sich löste. Diese Lücke bleibt unausgefüllt. Die Sehnsucht nach Erlösung, nach Sühne der Schuld und Versöhnung war in den tiefsten Geistern des Alterthums lebendig; wie der sündige Mensch Vergebung empfängt und damit den Frieden seiner Seele erlangt, das weiß selbst ein Aeschylus nicht zu sagen. — —

Nach Aeschylus hat Sophokles die Sage vom Orestes noch zweimal dramatisch behandelt: einmal in der verloren gegangenen Tragödie „Chryses", von der wir nur soviel wissen, daß darin die Sühne des Orestes vorausgesetzt wird, sodann in der „Elektra", die ebenfalls von einer Sühne nichts weiß. Sei es nun, weil der Dichter, obwohl durch die in der Sage gegebene Entsühnung unbefriedigt, doch eine andere Lösung des Problems nicht fand, oder aus welchem Grunde immer: Sophokles kehrte zur Auffassung des Epos zurück und sucht die That des Orestes so darzustellen, daß sie einer Sühne gar nicht bedarf. Am besten und bündigsten spricht sich darüber W. Jordan aus, dem wir daher das Wort geben. „Der Orest des Sophokles fußt in einem Glauben, dem die Blutrache eine über allen Zweifel erhabene, schlechterdings heilige Pflicht, ja die Frömmigkeit und Religion selbst ist. Er ist der Orest des Homer. Denn Homer weiß noch gar nichts von einer Verfolgung des Muttermörders durch die Erinnyen und seiner endlichen Entsühnung. Homer läßt ihn dem Telemach als ein weltberühmtes Muster von Familienpietät vorhalten. Bei Sophokles hat Orest weder Bedenken vor der That, noch Gewissensbisse nachher. Er ist als Knabe gerettet und eigens erzogen worden zum Rächer. Er fühlt sich als den Arm der strafenden Gottheit. Die Erinnyen sind hier auf seiner Seite und werden für ihn angerufen." Die eigentliche Trägerin der Handlung, die Seele und der bewegende Wille der Rachethat ist des Orestes Schwester Elektra. Mit hoher Meisterschaft hat

der Dichter es veranschaulicht, daß Elektra in solcher Umgebung, als Erzeugniß dieser Familie, dieser Verhältnisse und Schicksale so hat werden müssen, wie sie geworden. „Hier sind die Menschen (Klytämnestra und Aegisth) und ihr Treiben in der That so arg, daß die Heiligkeit der Blutrache auch dem Zuschauer einleuchtet. Denn er muß sie erkennen als das einzige Zuchtmittel in diesem Chaos fesselloS rasender Begierden und Leidenschaften.“ Noch weiter geht die psychologische Kunst des Sophokles. „Wir sollen Elektra, dies gewaltigste Frauenbild der Antike, nicht nur verstehen und anschauen, sondern trotz allen Grauens über ihre wilde Größe sogar bewundern und lieben. Und auch dazu zwingt uns die Allmacht seiner Poesie. Denn was in der Heldin alles andere verzehrt hat und weit hinaus gewachsen ist über jedes Maß von Weiblichkeit, bis zur furchtbarsten Erhabenheit, der Durst nach Vergeltung: es wurzelt nirgend anders als im Allerheiligsten des Frauenherzens, im weiblichen Familiengefühl, dieser Grundlage der menschlichen Gesittung. Nur als anbetende Tochter, als hingebend liebende Schwester hat sie sich riesig aufgerichtet zur Hohenpriesterin der Rache.“ — Trotz alledem, trotz aller Anerkennung der psychologischen Meisterschaft des Dichters hinterläßt, wir gestehen es, die Tragödie doch keinen befriedigenden Eindruck. Sie schließt mit einem doppelten Morde: erst fällt Klytämnestra, dann Aegisthus. Die Tödtung des Letzteren ist wenig tragisch und wohl nur deshalb hinzugefügt, um den Muttermord zu verdecken. Wir dürfen kaum mehr sagen, als daß Sophokles uns mit großer Kunst „über das schwierige sittliche Problem hinwegzutäuschen gewußt hat“.*) Ob die Lösung der Aufgabe den Zeitgenossen, deren sittliches Gefühl feiner und tiefer entwickelt war als das der homerischen Menschen, genügt haben mag? Uns vollends muß der Ausgang der Tragödie noch mehr verletzen als die Zeitgenossen; für jene war die That des Orestes etwas thatsächlich Bestehendes, unabhängig von der Darstellung des Dichters, für uns ist das ganze Drama freie Kunstschöpfung. Außerdem fühlen

*) Otto Jahn, Aus der Alterthumswissenschaft S. 382 und H. Stier, Orest's Entsühnung im antiken Drama und bei Goethe (Programm von Wernigerode 1881).

wir sittlich doch anders als die Alten. Wir haben von Jugend auf gelernt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Freilich, das ist der Christengott. Doch aber derselbe, den auch das edlere Griechenthum als den „unbekannten Gott" gesucht und geahnt hat. Warum läßt denn die ursprüngliche Fassung der Sage den Orestes von den Furien verfolgt und von Gewissensbissen gequält werden, wenn seine Rachethat eine berechtigte war? Sophokles hat sich da in seiner sonst so herrlichen und mit psychologischer Meisterschaft ausgeführten Tragödie nicht ganz auf der Höhe der Sagen seines Volkes gehalten, das aber überhaupt schon im Absteigen begriffen, den strengen sittlichen Ernst der Aeschyleischen Periode zu verlassen schien.*) — —

Wie wenig die spätere Zeit im Stande war, das große Problem von Schuld und Sühne zu lösen, zeigen die Tragödien des Euripides, der die Orestessage nicht weniger als dreimal dramatisch behandelt hat. In dem „Orestes" und in der „Elektra" bezeichnet sich Orestes zwar als fromm und frevelhaft zugleich wegen seiner That, aber durch den Mund der Dioskuren wird es ausgesprochen, daß er als Sohn nicht befugt war zur Rache, so sehr Klytämnestra den Tod verdiente. Im Geiste der aufgeklärten Zeit wird die Blutrache geradezu als roh, unvernünftig und zwecklos, als bestialisch und ruchlos verworfen. Den Befehl des Apollo behält Euripides zwar als äußeres Faktum bei, aber die Geschwister trauen ihm nicht; wiederholt äußern beide ihre Zweifel, ob es wirklich der Gott gewesen, der den Befehl gab; sie klagen ihn der Ungerechtigkeit und Thorheit an. Die Dioskuren, Söhne des Zeus, stimmen ihnen darin bei. Die That selbst erscheint nicht als eine von der Gerechtigkeit unbedingt gebotene Sühne des Frevels, sondern als ein Werk maßlos ausschreitender Leidenschaft und Rachsucht. Nach der That sind Orestes wie Elektra innerlich zerknirscht und gebrochen, ja Orestes erklärt sein Werk später für völlig nutzlos, da sein Vater Aga-

*) G. Schlosser, Goethe's Iphigenie nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt. Zwei Vorträge. Frankfurt a/M. 1875.

memnon dadurch doch nicht wieder in's Leben gerufen sei. Gründlich verschoben werden alle Rechtsverhältnisse durch die neue Erfindung des Dichters, wonach die Geschwister vom Volksgericht zum Tode verurtheilt werden. Orest wird auch bei Euripides von den Erinnyen verfolgt, aber im Epilog der beiden genannten Dramen wird die Freisprechung desselben durch den Areopag in Athen verheißen.*) Die „Iphigenia in Tauris" setzt nun voraus, daß nur ein Theil der Erinnyen die Freisprechung des Areopag's anerkannt habe, der andere Theil den Muttermörder weiter verfolge. Es wird deshalb eine andere Lösung gesucht. Orestes soll das uralte, heilige Bild der Artemis, das durch einen Raub in's Land der Barbaren, der Taurier, gekommen war, nach Griechenland zurückbringen und, gelingt ihm dieser Auftrag, ledig und los sein von aller Schuld. Wir gehen auf den Gang der Handlung nicht näher ein, er ist äußerlich ungefähr derselbe wie in der Goethe'schen Iphigenie. Nur die Erkennungs- und Schlußscene ist eine ganz abweichende. Bei Euripides erkennen sich die Geschwister durch den Brief, den Iphigenie dem Pylades nach Griechenland mitgeben will und den sie vorliest, damit der Ueberbringer auf jeden Fall Bescheid wisse. Von einer Opferung des Orestes, wie man Anfangs übereingekommen war, kann hinfort nicht mehr die Rede sein. Die Entführung des Götterbildes wird mit Iphigeniens Hülfe in's Werk gesetzt, gelingt aber nicht. Da erscheint Athene und befiehlt dem Thoas, die Fremden ungehindert mit ihrem Raube ziehen zu lassen. Der Barbar hat sich dem höheren Recht der civilisirten Griechen zu fügen, denen gegenüber er überhaupt rechtlos ist; denn ein Barbar und ein Sclave sind von Natur dasselbe und es ist in der Ordnung, daß die Hellenen über die Barbaren herrschen. Also: ein Muttermörder setzt sein verfallenes Leben daran, der Heimath ein werthvolles Götterbild zurückzubringen und die Göttin einem Aufenthalt zu entziehen, der ihr wegen der Rohheit des dortigen Volkes und der Abscheulichkeit des dortigen Cultus verhaßt war. Durch List und Betrug gelingt das Werk, gelingt der Raub

*) Vergl. H. Stier a. a. O.

und — die Furien sind versöhnt, die Gewissensbisse gestillt. Wir meinen, daß eine ungerechte, nicht einmal namhafte That, ein listiger Raub wenig geeignet sei, Frieden und Versöhnung zu stiften: Sünde gebiert Sünde, das wußten die Heiden so gut wie wir. G. Schlosser hat ganz Recht, wenn er sagt: „Die Ueberführung der Diana aus dem Barbarenvolk in das gesittete Griechenland und als Folge davon die Sühnung einer Blutschuld, die Lösung eines uralten Fluches, erinnert fast an die moderne Phrase von der erlösenden Kraft der Cultur." Diese Lösung befriedigt weder das sittlich-religiöse Gefühl, noch ist sie psychologisch irgendwie motivirt. Alles bleibt ganz äußerlich. Wir sehen nicht, welche neuen Lebenskräfte und auf welchem Wege sie in die Seele des Orestes dringen, um diese zu reinigen, zu sühnen und zu stärken. Einer Sühne bedürftig war der unglückliche Mann allerdings auch nach des Euripides Darstellung. Ein Hirt erzählt, von wie furchtbarer Raserei einer der beiden Fremdlinge befallen worden sei. Es ist Orestes. Zitternd am ganzen Leibe schreit er wie wahnsinnig auf, denn er sieht die Furien herankommen: die eine gleich einer Schlange des Hades und mit Nattern zum Angriff gerüstet; die andere, Feuer und Blut schnaubend, schwebt mit Flügeln um den hohen Uferrand, in den Armen die blutige Gestalt der ermordeten Mutter, welche sie auf ihn niederzuwerfen droht. In entsetzlicher Angst und wüthendem Grimm zückt er das Schwert und stürzt auf die weidende Rinderheerde, unter der er ein schreckliches Blutbad anrichtet. Mit Noth und Mühe wird er, als die Raserei vorüber, sammt seinem Gefährten von den Tauriern bewältigt. Im Stück selbst wird Orestes nicht von dem finsteren Wahn und von Gewissensangst befallen; er spricht nur einmal die Befürchtung aus, daß die Angst wiederkehren könne. Es fragt sich, ob der sühnebedürftige Mann auch der Sühne und Versöhnung fähig sei. Es scheint uns nicht. Orestes gehorcht wohl dem Befehl des Gottes, aber in bitterer Stimmung und dumpfer Resignation. Er hegt durchaus keine Hoffnung, daß er die ihm auferlegte That werde ausführen können. Nicht sich selbst aber klagt er an wegen seiner Schuld, sondern den Gott, der allein an all' seinem

Unglück schuld sei; er behauptet, durchaus gerecht gehandelt zu haben, der Gott habe ihn getäuscht und in's Unglück gestürzt. Fast sein erstes Wort auf der Bühne lautet: O Phöbus, wohin, in welches Netz hast du mich nun wiederum geführt? Da der Auftrag doch unausführbar sei, will er lieber gleich die Flucht ergreifen; Pylades hat Mühe, ihn zurückzuhalten. Als er vor die Priesterin geführt wird, fällt er wieder in seine pessimistische Stimmung zurück. Nirgends in der Welt, klagt er, sei etwas Gewisses und Bleibendes, überall herrsche der Zufall, die weisen Götter seien nicht untrüglicher als flüchtige Träume; eins aber sei so traurig, wenn man nämlich, obwohl nicht unverständig, auf das Wort von Propheten gebaut hat und nun in Folge dessen schmählich untergeht. Auf's Bitterste klagt er: Uns hat Apollo, der doch ein Seher ist, belogen. Einen Fallstrick legend, hat er uns, die wir in Furcht waren wegen der früheren Orakelsprüche, fernhin verschlagen von der Heimath Land, um desto sicherer uns zu verderben. „So ist Orestes mit Gott und Welt zerfallen, ganz ohne Glauben an des Gottes Macht, Gerechtigkeit und Wahrheit." *) Und nun merke man: dieser glaubensarme und hoffnungslose Mann wird wie mit einem Schlage befreit und geheilt nach der Wiedererkennung seiner Schwester. Und diese magische Wirkung geht aus von der Iphigenie, welche die rettende List ersinnt und den Betrug anzettelt! Zwar daß Orestes seinen Muth, seine Hoffnung und Zuversicht auf das Gelingen des Werkes wiedergewinnt, als er entdeckt, daß die Priesterin seine Schwester sei und Retterin vom Opfertode: das begreifen wir; aber daß der Fluch uralter Blutschuld sich jetzt plötzlich löse, begreifen wir nicht. Ohnehin war diese Wirkung ja erst an die vollbrachte That, die Rettung des Dianabildes, geknüpft. Und könnte denn wirklich diese Leistung, wäre sie auch ein Verdienst des Orestes, wäre sie auch eine fromme und patriotische That, was sie nicht ist, wenigstens für uns nicht: könnte irgend eine Leistung die Schuld, die ungeheure Schuld des Muttermordes aufwiegen? Das Gesetz der Compensation, das Ausgleichen einer

*) H. Stier a. a. O.

Pflichtverletzung durch eine Pflichterfüllung hat im Gebiete des Sittlichen keine Statt; hier giebt es keine Begleichung von Plus und Minus, hier gilt kein Rechenexempel. Endlich: sollen wir gar annehmen, des Orestes Fahrt zu den Tauriern sei eine Art Wallfahrt gewesen und durch die Berührung jenes „vom Himmel gefallenen" Bildes, eines wahren Gnadenbildes, habe er Heilung seiner wunden Seele gefunden? Nun, davon steht kein Wörtchen im Euripides und wir werden uns mit der ungenügenden Lösung des Problems begnügen müssen. Der Dichter, „ein selbst nicht harmonisch gestimmtes, in sich unversöhntes, sophistisch zersplittertes Gemüth", konnte unmöglich zur Anschauung bringen, wie ein durch tragisches Geschick unschuldig in schwere Schuld verstricktes, fluchbeladenes Gemüth durch eigenes Ringen und Gottes Huld Sühne und Vergebung, Versöhnung und Frieden erlangt.

Dennoch, so wenig uns die Lösung der aufgeworfenen Frage von unserm sittlichen und religiösen Standpunkt befriedigen kann, dennoch wollen wir nicht vergessen, wie angelegentlich und lebhaft sich das Griechenvolk in seinen begabtesten Geistern in seiner schönsten Blüthe mit der Frage nach Schuld und Sühne, der tiefsten Angelegenheit des menschlichen Herzens, beschäftigte. „Millionen von den Culturmenschen unserer Tage," so sagen und klagen wir mit G. Schlosser, „kümmern sich nicht im mindesten um diese Frage, weil ihr Blick über die materiellen Interessen nicht hinauskommt und sie bezüglich der geistigen vollständig befriedigt sind in dem Gedanken, daß wir es ja so herrlich weit gebracht haben und noch viel weiter fortschreiten werden, wenn sie nicht überhaupt bei der Leugnung alles Geistigen und der trostlos öden Lehre des Materialismus angekommen sind: der Mensch sei ein Product von Licht, Luft, Nahrung, Amme, und für sein sittliches Verhalten ebenso wenig verantwortlich wie für die Absonderung seiner Nieren und das Phosphoresciren seines Gehirns. Da gilt es nur, nach bestimmter Diät den Menschen mit phosphorhaltigen Nahrungsmitteln, Hülsenfrüchten u. s. w. zu füttern, so schafft man Sünde, Schuld und Sühne zumal aus der Welt." Ach, es thut wohl noth, unserer Zeit den Spiegel eines edleren Heidenthums vorzuhalten. Die „Zeitfragen des christlichen

Volkslebens" finden auch darin ihren Beruf. Aber stehen bleiben dürfen sie dabei nicht. Sie wollen zeigen, daß alles menschlich Hohe und Tiefe, weit entfernt vom Christenthum abzuführen, vielmehr zum Christenthum hinführt. Sie wünschten, daß viele gleich wären jenem Kaufmann im Evangelium, der gute Perlen suchte und die eine köstliche Perle fand. Auch das Alterthum kann durch seine Dichtung, Kunst und Philosophie ein Zuchtmeister auf Christum werden; jedenfalls bildet es einen Theil der göttlichen Pädagogik. Enthält jene Sage vom Hause der Pelopiden denn nicht ewige Wahrheitsmomente? Enthüllt sich in ihr nicht ein Stück Geschichte der ganzen Menschheit? Der Ahnherr Tantalus war einst von den Göttern hoch begnadigt und wurde wegen seiner Weisheit ihres vertrauten Umgangs gewürdigt. Doch Uebermuth

Und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach, und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß!
— — — — —
Es haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen, wilden Händen ausgesät;
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd,
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zu ew'ger Wechselwuth erzeugt.

Erinnert das nicht an die Geschichte vom Sündenfall und an die Lehre von der Erbsünde? Hochmuth und Untreue sind's, wodurch der Mensch zu Falle kommt; es ist das alte Eritis sicut Deus, „ihr werdet sein wie Gott", das die Menschen zur Ueberschreitung der von Gott gezogenen Grenzen verführt. Auf der Sünde ruht der Zorn Gottes. Durch die Sünde des Ahnherrn, des Stammvaters des Menschengeschlechts, ist die ganze Menschheit inficirt, die menschliche Natur corrumpirt. Die biblische Geschichte weiß auch von Brudermord und von thyestéischen Greueln zu berichten. Jenes furchtbare Wort des Orestes, „der Brudermord ist hergebrachte Sitte unsers Stammes", erfüllt sich schauerlich genug im Einzelmord und Massenmord, in blutigen Kriegen und Metzeleien unter den Völkern. Freilich giebt es eine Sühne für alle

Sünden. Auch der Fluch des Pelopidenhauses ist erloschen; Oreſtes ſchaut die Ahnen ſeines Geſchlechts als eine verſöhnte Schaar im Reich der Schatten wandeln, er, der geerntet hat, was ſie geſät, und nun im Geiſt ſich ihnen beigeſellt. Nur Tantalus leidet ewige Strafen.

Es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Warum wohl? Weil er überſtolzen Sinnes gegen die Götter ſelbſt unmittelbar gefrevelt hat und ſo die Urſache aller folgenden Sünden ſeines Geſchlechtes geworden iſt. Gedenken wir der Sünde, die nicht vergeben werden kann: die Sünde wider den heiligen Geiſt! Genug, die Alten wußten, was Schuld und Sühne heißt, ſie ſehnten ſich nach Verſöhnung, die wir als eine geſchehene kennen und gläubig ergreifen können. Das verlorene und erſehnte Paradies, uns iſt es wieder gewonnen. „Nach der griechiſchen Sage bedarf der Reumüthige, nach Verſöhnung Verlangende einer objectiven Gewähr, daß der Schade gut gemacht, die Vergebung gewiß iſt. Noch weniger thut's der Menſchen freiſprechendes Urtheil, das Urtheil anderer oder des eigenen Herzens, es thut's auch nicht die That der eigenen Hand, die, wie Oreſtes' beabſichtigter Bilderraub, ſelbſt nicht rein iſt. Wie geſchieht die Verſöhnung? Wer bietet die Gewähr?" (Schloſſer).

Die Antwort ſoll uns Goethe geben, das „Weltkind", der „decidirte Nichtchriſt", wie er ſich dem bekehrungseifrigen Lavater gegenüber nennt. Wir werden ſehen, daß er uns weiter führt als Aeſchylus oder Euripides, daß er uns führt bis an die Thür des Allerheiligſten. — —

Goethe ſchreibt unterm 13. März 1787 aus Neapel: „Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich und ſie wird ihn trefflich ausführen. Der Moment, da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wieder findet. Das, was die drei Perſonen hintereinander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und

jene Worte in Geberden verwandelt. Man sieht auch hieran, wie zart sie fühlt und wie sich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es ist wirklich die Achse des Stücks." Also die Entsühnung des Orestes durch die Schwester der Kern, aus dem das Drama hervorgewachsen ist. — Unter den Versen, die Goethe dem Schauspieler Krüger nach einer trefflichen Darstellung des Orestes (31. März 1827) in ein Prachtexemplar des Dramas schrieb, finden sich auch die beiden von uns schon citirten:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Damit bezeichnet der Dichter den sittlichen Grundgedanken, den ideellen Gehalt seines Stückes. Auf diese urkundlichen Zeugnisse gestützt, versuchen wir Sinn und Gehalt der hervorgehobenen Worte zu deuten.

Das Ideal reiner Menschlichkeit sehen wir verkörpert in der Iphigenie, in einem Weibe also. Das ist echt Deutsch und Goethisch zugleich. Von Alters her stand das Weib bei den Deutschen in hohem Ansehen, in Ehren und Würden. Unsere Vorfahren sahen in ihm, wie Tacitus berichtet, etwas Heiliges, etwas Ahnungsreiches und Prophetisches. Dem weiblichen Gemüthe offenbart sich das Göttliche am reinsten. An die herrlichen Frauengestalten, welche das mittelalterliche Volks- wie Kunstepos schuf, sei hier nur erinnert. Von dem Frauencultus, den Ritter und Minnesänger in der Blüthezeit des deutschen Mittelalters trieben, sei nur so viel gesagt, daß derselbe im Mariendienst gipfelte und daß die Verehrung und Anbetung der heiligen Jungfrau, dieses reinen Gefäßes der Gottheit, eine größere Wahrheit niemals gehabt hat. Liebe zu einer edlen Frau, auch wenn sie unerhört bleibt, adelt den Mann. So singen und sagen die deutschen Dichter. Niemand hat die weibliche Natur so eingehend studirt und so tief verstanden als Goethe. Schöne und hohe Weiblichkeit übte jederzeit eine ungemeine Anziehungskraft auf das Gemüth des Dichters, so daß er in derselben gewissermaßen eine Ergänzung seines zur Harmonie gestimmten und nach Universalität strebenden Wesens fand. Die Gewalt, welche dieselbe über ihn hatte, wurde er

nicht müde durch Darstellung der bedeutendsten Charakterscenen, Lebensstellungen und Wirkungskreise, in denen das „ewig Weibliche" sich ihm kund that, freudig zu bekennen und dichterisch zu verherrlichen. Welch' einen Schatz von Lieb' und Treue der Busen einer Frau verbirgt, hat er vor allen uns gezeigt. Die Frauen sind von Natur dazu bestimmt, das heilige Feuer der Gottheit zu nähren und zu bewahren. Nicht angekränkelt von des Gedankens Bläsſe, nicht hin und her gezerrt von zwiespältiger Reflexion, nicht verwundet durch den harten Kampf des Lebens, der dem Manne verordnet ist, können sie die Lauterkeit und Harmonie ihrer Seele bewahren, können sie ihr Herz der ewigen Liebe und Wahrheit erschließen. Wer mit reinen Händen, demüthigen Sinnes und einfältig gläubigen Herzens dem Altare sich naht, des Opfer nimmt Gott wohlgefällig an, dem will er sich offenbaren. So Iphigenie, aller Frauen Preis und Krone. In ihrer reinen Weiblichkeit wird ausgeprägt die reine Menschlichkeit. Darum kann sie für Orestes die Vermittlerin und Spenderin der Versöhnung werden.

Als erstgeborne Tochter Agamemnon's und der Klytämnestra wächst Iphigenie heran in trauter Gemeinschaft mit den Geschwistern, Elektra und Orestes. Tief hat das Bild des Vaters sich in ihre Seele geprägt; sie nennt ihn immer nur den göttergleichen Agamemnon, den größten König und den herrlichsten von allen Helden, die gen Troja zogen. Ihr besonderer Liebling ist der Bruder, der Eltern jüngstes, viel ersehntes Kind. Schön sagt sie von sich selbst:

> Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
> Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
> Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
> Am schönsten frei.

Des Hauses böser Dämon schien zu schlafen. Als er wieder zu erwachen drohte, wurde Iphigenie ihm entrückt. Sie soll, um den Zorn der von Agamemnon beleidigten Diana zu versöhnen, auf des Kalchas Geheiß in Aulis geopfert werden. Die Göttin will das Blut der unschuldigen Jungfrau nicht und entführt sie in einer Wolke an das ferne Gestade der Taurier. So

bleibt sie unberührt von dem Fluch ihres Hauses, und ausgesondert zum Dienst der Gottheit, vernimmt sie nichts von den Greuelthaten des Gatten- und Muttermordes. Die schmerzlich empfundene Trennung von den Geliebten gereichte ihr zum Heil. Für sie ist der Fluch ein „fremder", er trifft sie nicht, sie ist kein „verwünschtes", kein „schuldvoll Haupt". In stiller Verborgenheit und Einsamkeit reift sie heran, hingewendet gleich der Lilie Kelch zum himmlischen Lichte. Wir sehen sie vor uns aufgeschossen wie ein Reis aus dürrem Erdreich. Der Göttin Eigenthum versieht sie deren Dienst mit reiner Hand und reinem Herzen. Die Unsterblichen haben sie so manches Jahr von Menschen abgesondert und nahe bei sich gehalten, haben ihre Seele „der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit zu ihren Wohnungen hinaufgezogen". Mit ehrerbietiger Scheu nahen ihr Alle, voran der König Thoas. Man nennt sie eine „reine, große Seele", die „hehre, heilige Jungfrau". Sie lebt und webt im Opfer und Gebet; den Göttern legt sie auf das Knie, was sie bewegt, in ihre Hände giebt sie sich und all' ihr Anliegen. Ihre Schritte triefen von Segen. Den streng und rauh gebietenden König hat sie umgewandelt in einen milden Herrn und so den Unterthanen des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert. Die barbarische Sitte, jeden Fremdling, der an das taurische Ufer verschlagen wurde, zu opfern, hat sie abgeschafft, kurz Heil und Segen überall verbreitet. Und dennoch kommt es ihr vor, als müsse sie gleich einem Schatten um sein eigen Grab ihr Leben vertrauern, dennoch nennt sie ihr unnütz Leben einen frühen Tod. Im Ton des Vorwurfs spricht der redliche Arkas:

> Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
> Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
> Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
> Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst
> Und an dem unwirthbaren Todesufer
> Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?

Das eben aber ist das Wundervolle, daß Iphigenie gar nicht weiß, wie Großes sie vollbringt, noch viel weniger Anerkennung, Dank oder Ruhm beansprucht. „Edle Naturen bezahlen mit dem, was sie sind." — Die hehre Lichtgestalt würde kalt an unsern Blicken

vorüber schweben, angestaunt zwar und bewundert, aber innerlich uns fremd und ungeliebt, wenn der Dichter nicht vorgesorgt hätte, sie mit starken Banden an die Erde zu fesseln. Iphigenie ist auch dadurch der heiligen Agathe nachgezeichnet, daß Goethe ihr eine „gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit“ (Brief aus Bologna, 19. October 1786). Nichts Menschliches liegt ihr fern. Durch aufrichtige Theilnahme hat sie den König Thoas in seinem Schmerz um den Verlust des letzten einzigen Sohnes getröstet. Wie eng gebunden ist des Weibes Glück! So klagt sie vornehmlich im Hinblick auf ihr einsames Leben als Priesterin.

Und nenn ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethes, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?

Sie fühlt das Unnatürliche ihrer Lage wohl. Sie sehnt sich nach den natürlichen Bedingungen des Daseins, nach dem Beruf und den Pflichten des Weibes. Im Vaterhause unter Eltern und Geschwistern wäre ihr Stelle gewesen, da würde ihr Glück gedeihen. Das Heimweh verzehrt sie.

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Heimzukehren verlangt ihre Seele mit Gebet und Flehen. Mit ängstlichen Gefühlen sehnt sie dem Vater, der Mutter, den Geschwistern sich entgegen.

Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge:
O sendetest du mich auf Schiffen hin!

In stiller Hoffnung hegt sie den Gedanken, die Göttin habe sie nur deshalb bewahrt und ihr den Schutzort ausgesucht, um sie dem Vater zur schönsten Freude seines Alters wieder zuzuführen. Als Pylades ihr die vor Troja gefallenen Helden aufzählt, spricht sie mit lebhafter Stimme vor sich hin:

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja, er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!

Aber als sie von der ruchlosen That der Klytämnestra hört, da verhüllt sie das Haupt und wankt hinweg. Und wieder, als Orestes erzählt, daß Bruder und Schwester ihr noch leben, da bricht sie in die Worte aus:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Ein Freudenstrom fließt wallend ihr vom Herzen, ein selig Meer von Wonne umfängt sie, nachdem sie den Bruder erkannt hat und nun leibhaftig vor sich stehen sieht. Nicht vergebens hat sie gehofft,

Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.

Die Liebe wird das große Werk vollbringen, die Liebe der Schwester. Das ist eine hohe Liebe, denn sie ist frei von aller Abhängigkeit und rein von aller Sinnlichkeit. Mitleid und herzliches Erbarmen sind Aeußerungen dieser Liebe. Die Hoffnung aber auf Erlösung wurzelt in dem Glauben an die Güte Gottes. Iphigenie glaubt an die Güte der himmlischen Mächte.

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter.

So erscheint sie nach beiden Seiten hin wohl bereitet zum Werk der Entsühnung. Wie ist Orestes beschaffen? ist er entsühnbar? Und wie vollzieht sich die Sühne?

Orestes hat die Mutter nicht aus persönlicher Rachsucht ermordet. Er nahm die That auf sich als eine Pflicht der Pietät gegen seinen Vater. Die Götter, so klagt er bitter genug, haben ihn erkoren zum „Schlächter seiner doch verehrten Mutter". Voll

brennender Begier, des Königs Tod zu rächen, war er mit Pylades nach Mycen gekommen, aber erst Elektra bläst das Feuer der Rache wieder in ihm auf,

Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oft gewaschnen Boden
Mit blassen ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgewordnen Mutter warteten;
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Aufgedrungen also wurde ihm die That von Göttern und Menschen; fast wider Willen und halb bewußtlos hat er sie gethan. Die fromme Scheu vor der Heiligkeit der Mutter war in ihm nicht erloschen. Um so furchtbarer faßt ihn die Reue an, zerreißen die Schrecken des Gewissens sein Inneres. Der Zweifel und die Reue, „die ewige Betrachtung des Geschehenen" wälzen sich verwirrend um des Schuld'gen Haupt. Kein Wort der Entschuldigung oder der Anklage kommt über seine Lippen; er macht keinen Versuch, die Schuld von sich abzuwälzen. In dumpfer Resignation unterwirft er sich dem harten Schicksal und der Strafe. „Es ist der Weg des Todes, den wir treten," lautet sein erstes Wort. Zwar hat er, dem Befehl des Apollo gehorsam, mit Pylades sich aufgemacht, um das Bild der Schwester zu holen; aber Versöhnung und Frieden hofft er von dieser Leistung, die ohnehin unmöglich scheint, nicht. Er ist zu sterben gern bereit, der Tod soll ihn von aller Qual befreien. Denn, so sagt er:

Das ist das Aengstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesundsten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühendsten Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tods verrathen.

Wie könnte er in solcher Seelenstimmung an eine freudige und muthvolle That denken, zu der des Freundes Mahnung ihn aufruft! Aus einem reuevollen, gebrochenen, unversöhnten Herzen kann ja die rettende That nicht entspringen. Was helfen da alle Ermahnungen und Aufmunterungen! Pylades meint es herzlich gut, aber Orestes muß ihn abweisen. Denn er weiß es und seine Worte sind ebenso schön als wahr:

> Bin ich bestimmt zu leben und zu handeln,
> So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn
> Den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen,
> Mit Mutterblut besprengten Pfade fort
> Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig
> Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
> Entgegen sprudelnd, ewig mich befleckt.

Ja, die Quelle der Angst und Pein muß erst verstopft, die Schuld erst gesühnt und vergeben sein, ehe das neue Leben erwachen kann. Erst die Reue eines versöhnten Gemüthes gleicht jener göttlichen Traurigkeit, welche eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit wirkt. Nicht weil wir Gerechtes thun, werden wir gerecht, sondern wenn wir gerecht sind, thun wir Gerechtes. So sagen wir mit Luther auf Grund evangelischer Lehre. — Ein Gutes indessen wirkt der tröstende und ermuthigende Zuspruch des Pylades doch. Er trägt den schwer bekümmerten Mann und hält den Versinkenden gleichsam über Wasser. Durch seines Freundes Treue und aufopfernde Liebe wird Orestes noch an dies arme Leben gebunden, des Freundes zukünftiges Loos bildet den einzigen Gegenstand seiner Sorge. Der kühne Wagemuth des Pylades zieht den Widerstrebenden nach, sein unerschütterliches Vertrauen macht ihn wenigstens soweit stille, daß er erwartet, was der Gott über ihn verhängen wird. „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch," hat Pylades ihm zugerufen. In der Ferne zeigt er ihm die Hoffnung: ein göttergleiches Weib bringt ein reines Herz und Weihrauch und Gebet den Göttern dar; ein Weib wird den zürnenden König besänftigen und die Fremden retten, denn „ein Weib bleibt stet auf Einem Sinn, den sie gefaßt. Du rechnest sicherer auf sie im Guten wie im Bösen." Wir dürfen, meine ich, die Mitwirkung des Pylades zur Heilung der todt-

kranken Seele des Oreſtes nicht überſehen oder gering anſchlagen. Iphigenie ſelbſt ſagt uns, welch' ein köſtliches Geſchenk in Stunden der Noth die Hülfe eines ruhigen Freundes ſei.

Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,
Und dem Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe.
O ſegnet, Götter, unſern Pylades!

Oreſtes wird vor die Prieſterin geführt. Mit freundlichen, herzlichen Worten löſt ſie ſeine Bande. Sie redet ihn als werthen Landsmann an, ſpricht von heißen Wünſchen für ſeine Rettung, von Freude und Segen, mit dem ſie die beiden Griechen empfangen will. Das waren unverhofft tröſtliche Worte. Freude und Segen ſoll der fluchbeladene Mann bringen! Das hat ihm zuvor Niemand geſagt. Und aus welchem Munde kommt ſo liebliche Rede! „Gleich einer Himmliſchen" begegnet ihm dies Weib. Ihre Erſcheinung erhebt ihn, in ihrer Nähe athmet er auf und gewinnt er Vertrauen zu fragen und zu antworten. Die Macht der Perſönlichkeit wird man ſich immer gegenwärtig zu halten haben, wenn man den nun folgenden pſychologiſchen Vorgang verſtehen will. Wie Oreſtes ſeine Schuld erkannt hat, ſo bekennt er ſie nun vor der Prieſterin, die ihm Vertrauen eingeflößt hat. Er bekennt ſie reumüthig, voll und ganz, zunächſt noch nicht im eigenen Namen. Dann aber kann er nicht leiden, daß die „große Seele", unter deren Eindruck er ſteht, mit einem falſchen Worte betrogen werde. „Zwiſchen uns ſei Wahrheit! Ich bin Oreſt!" Dieſe Lauterkeit und Wahrheit, mit der er ſein Bekenntniß ablegt, hat aber auch die Erinnerung an den blutigen Frevel wieder geweckt, die Gewiſſensbiſſe erwachen; in heftiger Erſchütterung entfernt ſich Oreſtes. Iphigenie aber wendet ſich in brünſtigem Gebet zur Gottheit.

So ſteigſt Du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
— — — — —
O laßt das lang erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach ſchmerzlicher vorübergehn!

So gestärkt mit Kraft aus der Höhe, mit Glauben und Vertrauen ausgerüstet, beginnt sie nun den Kampf um die Seele ihres Bruders. Zuerst die Versicherung: „Mein Schicksal ist an deines fest gebunden." „Mit nichten", lautet die Antwort.

Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen:
Du birgst ihn nicht vorm Blick der immer Wachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.

Erneutes freundliches Zureden. „Die Götter geben dir zu neuer Hoffnung Licht." Dann Frage nach der andern Schwester. Sie regt dem Bruder das Herz im tiefsten Busen auf. Die Höllengluth seiner Qualen wird auf's Neue angefacht. Aber die Priesterin bringt „süßes Räuchwerk in die Flamme".

O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
— — — — —
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Sollte, was frevelhafte Familienglieder an der Heiligkeit der Familie gesündigt haben, nicht gesühnt werden können durch ein heiliges Glied eben dieser Familie? Sollte der Fluch einer schuldbeladenen Mutter stärker sein als der Segen einer schuldlosen, reinen Schwester? Ist doch des Bruders Haupt ein unschuldig schuldiges; muß er doch fremde Sünden mitbüßen und ernten, was Andere Unheilvolles gesät haben! In diesem Glauben läßt Iphigenie nicht ab mit Bitten und Beschwörungen, mit Seufzern und Gebeten. Aber noch kann der Unglückliche ein ruhiges Wort nicht vernehmen. Der Sturm, den die Erinnerung an das alte Leid angefacht hat, übertobt die flehende Stimme der Retterin. Orestes wehrt den Armen, die ihn liebevoll umfassen wollen; die hinreißende Beredsamkeit und glühende Zärtlichkeit weist er mißtrauisch zurück und schilt der Schwester reine Himmelsfreude fast unbesonnene, strafbare Lust. Noch kann er's nicht fassen, noch liegt die Decke über seinen Augen.

O nehmet den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache!

So betet Iphigenie und zugleich weist sie hin auf die wundervolle göttliche Fügung, daß der zum Opfer dargestellte Gefangene in der Priesterin die Schwester findet, die ihn retten wird. Nein, die mich schlachten wird, so denkt Orestes, damit die letzten Greuel des Hauses erfüllt werden. Während er in wilder Phantasie diese Greuel ausmalt, ruht der Schwester Auge voll des innigsten Mitleids und Erbarmens auf ihm. Das Erbarmen trifft seine Seele. Aber noch scheint aller Segen sich für ihn in Fluch zu verwandeln.

Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen.

Dann ruft er die Rachegeister auf, dem letzten, gräßlichsten Schauspiel, das sie bereitet, beizuwohnen. Wie sein Schwert den Nacken der Mutter getroffen, so werde nun der Schwester Dolch seine Brust durchstoßen.

Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.

Das hohe, göttergleiche Weib, das ihm wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt entgegentrat, ist ihm wirklich die „liebevolle Schwester". Und sie weint um ihn! Werden ihre Thränen die harte Rinde seines Herzens zerschmelzen, die Starrheit und den versteinernden Zauber seiner Seele lösen? Er „könnte sie lieben", diese Schwester, wie sonst nichts auf Erden. Hat der Strahl der Liebe gezündet und wird er ein neues Lebensfeuer in seiner Brust anfachen? Gewiß, der Sturm hat ausgetobt, die Krisis ihren Höhepunkt erreicht. Der Bannfluch scheint gebrochen und der gute Geist wird im Kampf mit dem bösen Geist den Sieg behalten. Orest sinkt in Ermattung. Der Schwester gnadenreicher und erbarmungsvoller Blick ist in die Tiefen seines Herzens gedrungen,

ihre Thränen lindern die Gluth seiner Gewissensqualen, auf dem Grunde seiner Seele tönen ihre Worte voll himmlischen Mitleids und innigster Liebe wieder. Als er aus seiner Betäubung erwacht und sich wieder aufrichtet, da sind es Bilder der Eintracht, der Versöhnung und des Friedens, die an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Er sieht die Ahnen friedlich Hand in Hand einherwandeln und reiht sich selbst dem feierlichen Zuge an. Der Kampf des Lebens ist aus seinem Busen hinweggespült, das alte Leben sinkt in die Fluthen Lethes zurück und ein neues taucht, wenn auch nur traum- und schattenhaft, vor ihm auf. Der alte Mensch stirbt, damit der neue auferstehe, dessen Lebenskeime in der Seele schlummern. Das ist's, was diese Vision uns andeuten will. — Aber noch ist, obwohl die Krisis überstanden, die Genesung und Heilung nicht vollbracht. Als Iphigenie und Pylades an den Träumenden herantreten, ladet er sie ein, ihm sammt Elektra, die er herbeiwünscht, zu Pluto's Thron in die Unterwelt zu folgen. Noch einmal erfleht die Schwester Hülfe und Rettung in brünstigem Gebet:

Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!
Du liebst, Diana, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.
O laß den Einz'gen, Spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist dein Wille, da du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben:
So lös' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde.

Mit sanften Worten redet Pylades den erwachenden Freund an und mahnt ihn an die schnell enteilende Zeit der Rettung. Orest schließt nun die Schwester in seine Arme und betet um Bewahrung und Erhaltung des neu gewonnenen Lebens und Glückes.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden zieh'n, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.

Orestes ist entsühnt; Versöhnung und Frieden, neuer Lebensmuth und neue Lebenskraft kehren bei ihm ein. Nun gilt es noch den Thoas zu bewegen, daß er die Griechen ziehen läßt und die Menschenopfer nicht wieder einführt. Iphigenie hat eine schwere Anfechtung zu bestehen. Mit kluger Rede des welterfahrenen Mannes hat Pylades sie in den listigen Anschlag, das Bild der Diana zu rauben, verstrickt. Aber ihre Ruhe ist dahin; sie fühlt, das Herz sagt es ihr, daß durch diesen Betrug alles wird verdorben werden. Namenlose Angst um den eben geheilten Bruder ergreift sie und vor ihren Ohren tönt das alte Lied der Parzen. In heiliger Furcht ruft sie die Götter an: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!" Und die Götter sind gnädig, sie verherrlichen durch die Priesterin die Wahrheit. Iphigenie entdeckt dem Könige Alles. Sie nimmt ihn aber beim Wort, daß er die Rückkehr, welche ihr etwa bereitet sei, nicht verhindern wolle; sie stellt ihm vor, daß sie die Rettung, welche die Götter ihr einst gnädig gewährt, auch Anderen zu gewähren schuldig sei; sie appellirt an der Könige Vorrecht, die Gnade.

O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme, mir umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude lodern!

Thoas wird überwunden. Mit dem Friedensgruß „Lebt wohl!" entläßt er die fremden Gäste in die Heimath. So wird der „Schwester Bild" heimgeholt. Und die göttliche Kraft, welche dem sündigen Menschenherzen Vergebung, Frieden und Versöhnung schafft, verleiht auch einem ganzen Volke Heil. Die Cultur folgt der Religion der Versöhnung, nicht umgekehrt, wie die moderne Phrase will.

Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

Diese Weissagung des Arkas hat sich an den Scythen erfüllt. Goethe sprach sie als ein Ergebniß historischer Betrachtung aus: das Christenthum hat die Deutschen zu einem Culturvolk umgeschaffen. —

Blicken wir zurück. Wir haben zu deuten versucht, wie die Entsühnung des Orestes zu Stande kam. Wir haben uns bemüht, die Brücke aufzuzeigen, auf der Iphigeniens Liebe, ihr himmlisches Mitleid und Erbarmen an das Herz des Bruders dringt, sind uns aber wohl bewußt, daß wir vor einer geheimnißvollen Wirkung stehen, dem Geheimniß der Persönlichkeit. Das ist auch ein christliches Mysterium. Was hat, so fragen wir noch einmal, im letzten Grunde die Versöhnung herbeigeführt? Iphigeniens stille Besonnenheit und Klarheit, das gehaltene Maß ihres Thuns, ihre fromm ausharrende Geduld beschwichtigen den Sturm der Leidenschaft. In dem harmonisch gestimmten und in sich versöhnten Gemüth der Frau, in der ungetrübten Klarheit und zweifellosen Sicherheit ihrer Empfindung für den im Labyrinthe des verworrenen Lebens umhergetriebenen, zum einseitigen Handeln gezwungenen, durch Reflexion und Verstandeszweifel innerlich entzweiten, durch Leidenschaft aus der Bahn geworfenen Mann liegt die wunderbar wirkende Kraft der Läuterung und Versöhnung (Stier). Als die Heilige und Reine bezeugt Iphigenie sich dem Bruder und doch will sie ihn nicht lassen, der als der Unreine und Schuldbeladene sich aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen fühlt. Solcher ihm ganz unerklärlichen und unbegreiflichen Liebe Macht wendet ihm endlich das Innerste in seinen Tiefen, bis sie allen Stolz der Eigenheit verzehrt und eine Antwort in ihm gefunden hat, nämlich das rettende Vertrauen: nicht verloren ist, wen du kannst lieben. Nur nachdem er die Wirkung dieser Liebe an sich *erfahren*, konnte er als wahr erkennen, woran zu glauben ihm aus sich selbst nimmer möglich war: die Verzeihung seiner Schuld (Jahn). Wahrheit und Liebe, in der Tiefe eines weiblichen Charakters zum *persönlichen* Dasein gekommen, feiert den glorreichsten Triumph über alle aus Unklarheit des Selbstbewußtseins und aus Mangel an Vertrauen auf die heilige Macht der Wahrheit und Liebe entspringende Ver-

wirrung (Hiecke). Alles schön und gut. Aber mit dem Reinmenschlichen allein kommen wir nicht aus, wir dürfen den göttlichen Factor nicht außer Ansatz lassen. Keine Humanität ohne Divinität. Woher kam denn der Iphigenie die „Kraft in ihrer Seele Tiefen?“ Aus ihrem Gebetsumgange mit der Gottheit stammte sie. Kein Schritt, der nicht durch ein brünstiges Gebet begleitet wäre. Das Erbarmen der Gottheit schließt endlich gnädig den Abgrund des Frevels, nachdem der unwandelbaren Gerechtigkeit die unerläßliche Genüge geschehen. Sie schließt den Abgrund durch eine reine, gottergebene Seele, die sich selbst zum Opfer hingegeben hat. Wie das? Wir meinen nicht bloß die opferfreudige Hingabe der Schwester, denken nicht bloß daran, wie sie sich selbst und ihr Leben in die Schanze schlägt, um der Wahrheit die Ehre zu geben: wir erinnern an die Voraussetzung, die dem Goethischen Drama zu Grunde liegt. Iphigenie ist, gerade so wie bei Aeschylus Zeus Soter, der allwaltende Gott des Heils, im Hintergrunde steht, nur die menschliche Mittlerin und Versöhnerin, nur Werkzeug in den Händen der Gottheit, der sie dient. Die Göttin hatte sie als Opfer begehrt. Sie wird nach Aulis gebracht, um geopfert zu werden. Furcht und Entsetzen ergreift die Jungfrau. Aber sie besiegt das Grauen vor dem Tode, sie kämpft den Kampf mit der Liebe zum Leben standhaft und sieghaft in sich aus und erklärt nun, daß sie freiwillig sterbe für ihren Vater, für ihres Hauses, für Griechenlands Heil. So schildert es Euripides in der Aulischen Iphigenie und diese Voraussetzung hat Goethe beibehalten. Iphigenie spricht es selbst aus, daß die Göttin nicht die Schlachtung forderte, sondern nur die Hingabe, das im Herzen vollzogene Opfer. Nun ist nicht bloß Agamemnon's Verschuldung gegen Diana gesühnt, die Göttin trifft auch Veranstaltung, daß die Jungfrau, welche ihr Leben dahin geben wollte, dem Fluch des Hauses entnommen und in ein höheres, göttlicheres Leben emporgehoben wird, um dereinst die alte Blutschuld zu tilgen.

Das die religiös-sittliche Lösung des Problems, welche Goethe in seiner Iphigenie giebt. Wer die Grundidee des Stückes versteht und die sie enthaltenden Worte von der sühnenden Kraft

reiner Menschlichkeit nicht ohne den Inhalt, den die Handlung des Dramas hineinlegt, denken will: der wird unmöglich leugnen können, daß diese Lösung ganz im Geiste des Christenthums gedacht und gedichtet ist. Die hier in lebendiger Anschaulichkeit ausgeprägte Idee der Entsühnung und Rechtfertigung ist die christliche, soweit diese auf dem hier gegebenen Boden zur Darstellung und Ausgestaltung kommen konnte.*) Auch das dürfen wir als ein Analogon des Christenthums hinstellen, daß am Schluß unseres Dramas eine neue Ordnung der Dinge in Aussicht steht. Lichtgottheiten, Apollo und seine Schwester Artemis, sind es, die hier walten. Durch den apollinischen Cultus hat die griechische Naturreligion einen tieferen sittlichen Gehalt gewonnen. Freilich handelt es sich nur um Analogien, um die Aehnlichkeit der Grundgedanken, den gleichen Geist, der das Ganze durchweht. Die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe des göttlichen Reichthums, der im Christenthum niedergelegt ist, kann keine Dichtung ermessen oder gar erschöpfen. So groß und hehr steht das Christusbild vor uns, daß auch eine Iphigenie bekennen müßte: „Kaum reicht mein Blick dir an die Hände." Nur ein Ausleger,**) der die Idee der Goethischen Iphigenie „modern-christlich und deutsch" nennt, verräth sein mangelhaftes Verständniß des historischen Christus und Christenthums, wenn er die Anmerkung hinzufügt: „Der Gegensatz des ‚decidirten Nichtchristen' gegen das confessionelle und ‚vulgäre' Christenthum liegt freilich auch deutlich genug vor Augen. Die ‚Erlösung' (von moralischen wie von physischen Uebeln) liegt dem Dichter nicht als ein einmaliger Act der Stellvertretung hinter uns, so daß sie nur ‚angeeignet' zu werden brauchte, sondern sie ist ihm sicher ein größtentheils noch vor uns liegender, unseres eigenen ernsten Kämpfens und Ringens bedürftiger ganz allmählicher Proceß; auch die Gottmenschheit ist ihm schwerlich ein historisch Gewesenes, sondern ein Ideal, vielleicht eine unendliche Aufgabe." Mag

*) Nach H. Stier in dem angeführten trefflichen Programm.
**) Laas, Deutscher Aufsatz, S. 466.

sein, daß des Dichters Bekenntniß, wenn er es dogmatisch und lehrhaft formuliren sollte, so ähnlich lauten würde. Wir werden darüber weiter hören. Eins aber wünschten wir: daß die Erkenntniß bei den Gebildeten unserer Nation „vulgärer" d. h. verbreiteter wäre, die Erkenntniß, daß das Christenthum eine geschichtliche Thatsache und mehr als eine schöne Dichtung ist, ein Ideal. Das Leben Jesu Christi, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, nachzuleben, sein Bild in uns darzustellen durch einen heiligen Wandel, bleibt für uns allerdings ein Ideal, eine unendliche Aufgabe. Weil aber die Gottmenschlichkeit ein „historisch Gewesenes" und Gott und Mensch nun auf ewig vereint sind, darum haben wir die freudige Gewißheit unseres Glaubens, daher gewinnen wir die Kraft zur Nachfolge Christi. Was soll die flache Redensart, die Erlösung brauche nur „angeeignet" zu werden? Kennt man die Art und Natur des Glaubens so wenig? Der Glaube ist die größte sittliche That des Menschen, das eigentliche Werk seines Lebens, das nur unter göttlichem Beistande gelingt, der Glaube, welcher das Versöhnungs- und Erlösungswerk Jesu Christi sich anzueignen strebt. Der vollkommene Glaube, dessen Frucht Liebe und Heiligung, ist allerdings ein allmählicher, „unseres eigenen ernsten Kämpfens und Ringens bedürftiger Proceß". Man müßte doch das „confessionelle und vulgäre" Christenthum erst verstehen, ehe man es angreift. Und hat man sich denn den Begriff der „reinen Menschlichkeit" auch völlig klar gemacht? Goethe schließt, wie wir sahen, das Göttliche nicht aus. Dennoch stellt seine Iphigenie die reine Menschlichkeit nicht völlig rein dar, es bleibt ein leiser Schatten. Sie bekennt wiederholt, daß sie der Göttin nur mit stillem Widerwillen diene. „Herr, deinen Willen thu' ich gern," konnte nur Einer sagen, dessen Speise es war, den Willen dessen zu thun, der ihn gesandt hatte. Iphigenie wird versucht und erliegt der Versuchung, wenngleich nicht dauernd; sie gewinnt ihr besseres Selbst in starkem Glauben wieder. Aber die alte listige Schlange der Lüge hat sie doch umstrickt. Wir aber kennen einen Hohenpriester, der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Darum hat er das menschliche Wesen in seiner ur-

sprünglichen Reinheit wieder hergestellt, er allein, der Gottmensch Jesus Christus.

Goethe hat in seine Iphigenie mehr von seinem Eigenen hineingearbeitet als man gemeinhin annimmt. Unterm 10. Januar 1787 schreibt er aus Rom: „Hier folgt denn also das Schmerzenskind; denn dieses Beiwort verdient Iphigenie aus mehr als einem Sinne ... Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet." Vier Tage zuvor hatte er die Absendung eines Exemplars mit den Worten angekündigt: „Nehmt es freundlich auf; denn freilich steht nicht auf dem Papier, was ich gesollt, wohl aber kann man errathen, was ich gewollt habe." Iphigenie war die Vertraute seiner geheimsten Gefühle und es wurde gleich Anfangs ausgesprochen, daß er in diesem Gedichte seine eigene Läuterung und Versöhnung dargestellt habe. Das darin behandelte Thema von der Schuld und Sühne eines sündigen Heroengeschlechtes bewegte sein Inneres so mächtig, daß er auch noch das Argument einer Iphigenia in Delphi ausbilden mußte, in der ebenfalls durch Iphigenie Elektra's irdische Leidenschaft besänftigt und so durch die endliche Wiedererkennung der Geschwister völlige Versöhnung und allseitiger Friede hergestellt werden sollte. (Aus Bologna den 20. October 1786.) Sind wir berechtigt, in der Iphigenie das „Bruchstück einer großen Confession" zu erblicken, so sind wir auch verpflichtet, nach dem Inhalt dieser Confession zu forschen. Versuchen wir also, den Spuren von Goethe's sittlich-religiöser Entwickelung, soweit sie für unseren Zweck in Frage kommt, nachzugehen. Doch bemerken wir im Voraus, daß wir nicht jede dahin zielende Aeußerung, die der Mann in jeder Stimmung und in jeder Entwickelungsphase seines langen und reichen Lebens gethan hat, zu registriren beabsichtigen; wir verfolgen nur den durchgehenden Zug der Gedanken, die Grundstimmung des Gemüthes.

Herman Grimm führt in seinen Vorlesungen aus: „Goethe war aufgewachsen in einer bürgerlich religiösen Familie, in voller Kenntniß dessen, worauf der christliche Glaube beruht. Wer heute das Vaterunser, die zehn Gebote, das Bekenntniß und einige

Lieder anstandslos aufzusagen, auch über die Bücher des Alten und Neuen Testaments und über etwas Kirchengeschichte Auskunft zu geben vermag, glaubt wohlunterrichtet zu sein. Das war anders im vorigen Jahrhundert.. Man war bei uns in der Bibel in einer Weise belesen und über das Unterscheidende der Confessionen und Secten bis in Feinheiten hinein geschult, welche jetzt nur dem studirten Theologen geläufig sind.. Goethe hatte deshalb die Bibel inne. Sein eigenes literarisches Eingreifen in die christliche Bewegung, das in mehreren kleinen Aufsätzen stattfand, sein intimes Verhältniß zu dem Propheten Lavater war ein natürliches." Goethe hatte die Bibel inne; er war „bibelfest", wie er das als Leipziger Student von sich rühmen darf. Man lese in Wahrheit und Dichtung I. Th., 4. B. nur nach, wie eifrig er schon als Knabe das Alte Testament im Urtext studirte und wie er sich in die Geschichte der Patriarchen versenkte. Da sammelte er bei seinem zerstreuten Leben, bei seinem zerstückelten Lernen den Geist, die Gefühle „auf einen Punkt zu stiller Wirkung"; da suchte und fand er „den Frieden, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging". Die stillen Wirkungen! Es ist Goethe's Eigenart, Natur und Welt, Kunst und Leben, Religion und Philosophie auf sich wirken zu lassen und überall nur das sich anzueignen, was ihm gemäß war und seiner Natur zusagte. Die Folgerungen aus diesem Satze wolle der geneigte Leser selbst ziehen. — In Leipzig fand Goethe, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgezogen, erwünschte Gelegenheit, „die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden". Er studirte unter Anleitung seines Freundes Langer „mit Gefühl und Enthusiasmus" das Neue Testament als ein „göttliches Buch". Ueber den Grund dieser Freundschaft erfahren wir: „es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren". „Die christliche Religion", heißt es weiter, „schwankte zwischen ihrem eigenen Historischpositiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte." Goethe ließ sich nicht in diesen Zirkel

bannen und hat dem Deismus nicht gehuldigt. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße?" Dem Rationalismus stand er stets fremd gegenüber, besonders auch dem Rationalismus in der Dogmatik und Ausbildung der Kirchenlehre. Dagegen scheint er Freund Langer zuzustimmen, welcher der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnte und sie als ein Document ansah, „woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun können" (W. u. D. II., 8). — Nach Frankfurt zurückgekehrt fand der an Leib und Seele noch leidende Jüngling Erquickung und Stärkung im Verkehr mit Fräulein von Klettenberg, einer Verehrerin des Grafen Zinzendorf, Stifters der Brüdergemeinden. Sein „nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, seine Unruhe und Ungeduld, sein Streben, Suchen, Forschen, Sinnen und Denken" wurde auf ein neues Ziel gelenkt, an einen „versöhnten Gott" gewiesen; sein „Dünkel", der sich auf einen unendlich guten Willen gründete, wurde erschüttert. Wir wissen von dem Inhalt der gepflogenen Gespräche nichts Genaueres, aber daß sich die Betrachtungen mit der Herrnhuterin vorzugsweise um die Gedanken von Sünde, Gnade, Glaube drehten, unterliegt keinem Zweifel. Wir entnehmen das auch aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele" im 6. Buche des „Wilhelm Meister", auf die wir bald zurückkommen. Zunächst seien einige Briefstellen mitgetheilt, aus denen wenigstens soviel erhellt, daß der junge Goethe sich angelegentlich mit religiösen Dingen beschäftigte. Zehn Tage nach seiner Ankunft in Straßburg schreibt er: „Wie ich war, bin ich noch, nur daß ich mit unserem Herre Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Daraus folgt nun, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was es heißt, die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem, der da kommt; schon gut, auch das ist Freude und Glück, der König muß erst einziehen, ehe er den Thron besteigt." Ein andermal: „Ich bin anders, ganz anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, wie ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden', und wenn

man jung ist, ist man nichts ganz." Einen Freund, der sich bei ihm Raths erholen will, verweist er auf „seinen Gott", denn wer sich von dem nicht rathen lasse, sei übel berathen. Er preist die Kraft und die Wohlthaten des Gebets. „Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien als Ihnen jetzt. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt und Muth und Freude sind wieder da." Aus einem Briefe an das so sehr verehrte Fräulein von Klettenberg erfahren wir mehr über seine religiöse Disposition. Goethe ist zum heil. Abendmahl gegangen und berichtet über den Verkehr mit den frommen Leuten in Straßburg, die er wegen ihrer Beschränktheit und Feindseligkeit gegen „seinen Grafen" (Zinzendorf) tadelt. Er wirft ihnen vor ihre „Vorliebe für ihre eigenen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin die ihrige gewachsen sei; Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen." Dem gegenüber findet er, daß der Zweck seines Lebens sei dieser Welt nützlich zu sein, und daß dazu die Religion denn auch etwas helfe. Zum Schluß bittet er die Freundin, mit ihm und für ihn zu beten, daß alles werde, wie's werden soll. Da haben wir die Richtung, die Goethe sein ganzes Leben hindurch eingehalten hat: Auflehnung gegen allen „individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit", Dringen auf ein „Christenthum der That". Wer wollte verkennen, daß es ihm mit dem christlichen Leben Ernst war und daß er die Macht des Glaubens und Gebetes an sich erfahren habe? Es ist begreiflich, daß er sich von der kindlichen Herzensfrömmigkeit eines Jung-Stilling angezogen fühlte, und es ist ebenso begreiflich, daß er das atheistisch-materialistische „System der Natur" eines Holbach „grau, cimmerisch und todtenhaft" fand. Er las Thomas a Kempis von der „Nachfolge des armen Lebens Christi" und verzeichnete in seinem Tagebuche mystische Schriften, die er zu lesen beabsichtige. Nun aber zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele".

Dieselben sind aus den Unterhaltungen und Briefen der Klettenberg entstanden. Sie bilden ein Denkmal der Freundin und einen Markstein in der religiösen Entwickelung Goethe's,

wenn anders dieser alles das in seinen Werken treu verzeichnet hat, was auf die eine oder andere Weise auf sein inneres Leben wirksam gewesen ist. Jedenfalls lernen wir daraus, wie tief der Dichter christliche Gedanken verstanden hat. Zwar wird das „hallische Bekehrungssystem", das von den Schrecken des Gewissens aus zur Gnade fortzuschreiten befiehlt, verworfen; aber die „schöne Seele" gesteht doch: „Das Ding, das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Wesen, aus dem alles, was Leben genannt werden soll, sich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht." Der das schrieb, wußte wohl, was Sünde sei und welchen Einfluß sie auf unser inneres Leben ausübe. Er wußte auch, daß „Tugendübungen" diesen Schaden nicht heilen können, daß die „Sittenlehre" keinen Trost gewähre, und es ist sehr schön, was wir über die Erkenntniß der Sünde nach den Psalmen Davids, über die Menschwerdung des ewigen Wortes und die Sünden tilgende Macht des Blutes Jesu Christi lesen. Die, welche über den zueignenden Glauben spötteln, könnten aus Goethe lernen, was Glauben heißt. „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war." Das sagt nun zwar der Verfasser nicht von sich, aber sollte er in der Zeit seines vertrauteren Umgangs mit der Bekennerin diesen Zug nicht in sich selber verspürt haben? — Goethe aber hören wir reden, wenn der Oheim spricht: „Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen und auf ihre Art und Weise sich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also im Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen; und wenn wir

auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Schwächen und Blößen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können." Danach erkläre man den Begriff „reine Menschlichkeit". Goethisch sind auch die folgenden Sätze: „Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Theil erwählet; Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, indes wir andere wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen." (Maria und Martha! Und der Herr hatte Martham lieb.) Ferner: „Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben." „Alle diese Zeiten sind dahin; was folgt wird auch dahin gehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin." (So laßt mich scheinen, bis ich werde u. s. w.) Endlich: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug; wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem seines Mundes hatte beleben wollen." „Werden wir doch durchs Praktische unseres eigenen Daseins selbst erst recht gewiß; warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?" Goethe suchte stets nach der Offenbarung Gottes in der Natur und mit Herder war ihm Christus das „Organ der Organe", in dem sich das göttliche Wesen am reinsten und vollkommensten darstellte; er wollte ein praktisches Christenthum, in dem er mit Herder die Blüthe der Humanität erkannte. Da wir einmal bei „Wilhelm Meister" sind, so mag gleich hinzugefügt werden, daß diese höchste Form der Religion dargestellt ist in dem Charakter der Natalie, diesem Musterbilde reinster und edelster thätiger Liebe, welche ewig der Grundpfeiler alles wahren Christenthums bleiben wird. Setzen wir auch noch hinzu, daß Washington

Irving in den „Wanderjahren" mehr wahre Religion gefunden hat als in der theologischen Literatur seiner Zeit zusammengenommen. Der Gedanke der Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott ist in dem Charakter der Makarie am deutlichsten ausgedrückt. Beachtenswerth dürfte es auch sein, daß in der merkwürdigen „pädagogischen Provinz" die Sittlichkeit auf Religion gegründet wird, ganz entgegen dem modernen Bewußtsein.

Aber, so wird man fragen, was beweist das für Goethe's eigene Religiosität? Aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele", sagen einige Beurtheiler, erkenne man nur zu deutlich, daß der Verfasser selbst recht wenig für die Wahrheit, aus der das Gemüthsleben der Klettenberg hervorging, gefühlt habe. Darauf erwidern wir: „Goethen drängte freilich auch zur Behandlung dieser in ihren Grundlagen nach seiner eigenen Anerkennung durchaus ‚edlen' und ‚zarten' Religiosität sein stetiges Bestreben, sich auf die große Frage: ‚Was ist der Mensch?' nach allen Richtungen Antwort zu geben. Er hat freilich streng geschieden zwischen dem, was auch in dieser Seele Produkt des menschlichen Geistes, der menschlichen Phantasie und des menschlichen Gemüthes einzig und allein ist und was nach seiner eigenen Ueberzeugung wirklich vorhanden war. Indem er aber ausdrücklich diese Täuschungen und Verwechslungen des Subjectiven mit dem Objectiven edel und zart nennt und sie zum Gegenstande künstlerischer Darstellung macht, zeigt er, daß er mit liebevollem Verständniß auf diese Gemüthszustände einging, die freilich in seinem Innern längst einer klaren, philosophisch richtenden Beurtheilung gewichen waren." *) Und was 1795 nicht mehr war, konnte 1770 gewesen sein. Mit Stille und Sammlung hat Goethe das Gemälde entworfen, zu dem er die Studien nach der Natur gemacht, und Schiller war sehr befriedigt davon, namentlich findet er den Uebergang von der Religion überhaupt zur christlichen Religion durch die Erfahrung der Sünde meisterhaft. Jedenfalls traf er des Freundes Meinung genau, wenn er ihm schreibt:

*) Filtsch, Goethe's Stellung zur Religion. (Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Elfter Jahrgang. 1879.)

„Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen desselben im Leben scheinen mir bloß deswegen widerwärtig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten sind . . . Es ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder Menschwerdung des Heils und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Goethe erklärte sich „ganz damit einverstanden". Er, der in jungen Jahren unablässig danach trachtete, „mit seiner sittlichen Natur ins Reine zu kommen," konnte und wollte sich dem Einfluß des Christenthums nicht entziehen. Uebrigens suchen wir weniger nach seiner eignen Religiosität und seinem persönlichen Glauben als nach den Factoren in seiner religiösen Denkweise, die uns ein Resultat, wie es nach unserer Auffassung in der Iphigenie vorliegt, erklären helfen. Wir gehen jetzt wieder in die Jugend des Dichters zurück.

Was Goethe von Frankfurt nach Straßburg mitgenommen, jene herrnhuterische Frömmigkeit, die in ihrem innern „Sehnen nach der göttlichen Gnade und Zufriedenheit" alles Uebrige weltlicheren Gehalts zurückdrängte, brachte er nicht wieder. Aber die Beschäftigung mit Bibel und Religion ruhte darum nicht. Er selbst erzählt uns, daß er von seiner Beschäftigung mit den vaterländischen Alterthümern durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt wurde, da ja Luther's Leben und Thaten, „die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen", ihn immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. An der Bibel suchte er Schale und Kern, die menschliche und göttliche Seite zu unterscheiden. Ihm kam es an auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche. „Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau und ist als ein wohlangelegtes und reichlich wucherndes Capital

anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können." Er hatte „zuviel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß er es jemals wieder hätte entbehren sollen". Alle Spöttereien darüber verabscheute er, jede Art redlicher Forschung sagte ihm zu. Widersprüchen gegenüber tröstete er sich mit dem heilsamen Worte: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht." In höherem Alter wandte er sich gegen die biblische Kritik, wo er dieselbe für vernichtend halten mußte. „Die Menschen können keine Ruhe halten und ehe man es sich versieht, ist die Verwirrung obenauf. So rütteln sie jetzt (1827) an den fünf Büchern Mosis, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hiebei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat." — Einen Blick in seine Stellung zur christlichen Lehre gewährt uns folgende Aeußerung: „In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeinde noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als vorwaltend anzusehen, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht und bediente mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Losung der damaligen Zeit: sie hieß Toleranz und galt unter den besseren Köpfen und Geistern" (W. u. D. III., 12). Aber diese Toleranz war nichts weniger als Gleichgültigkeit. „So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen." Weiter erklärt der Schreiber des Briefes die Ausdrücke Gott und Liebe für Synonyme. Auf die Offenbarung der Liebe Gottes in Christo gründet er seinen Glauben, jener ewigen Liebe, „die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde". „Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren

unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit." Charakteristisch für Goethe's Anschauung ist auch der hier schon begegnende Satz, daß sich Gottes Liebe, die Wirkungen seines Geistes, kurz das große Geheimniß der im Christenthum angedeuteten überirdischen und ewigen Welt nicht in eine Lehrformel, eine lückenlose Dogmatik bringen lasse. Die Theologen prätendiren, was nicht möglich ist. „Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntniß zu bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre viel schwer zu verstehen; und Petrus war doch ein anderer Mensch als unsere Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht." Gewiß, der Einzelne kann für seine Person eine bestimmt formulirte Lehre für sein Verhältniß mit Gott entbehren, und Goethe hat es stets nur auf eine Privatreligion, „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch" abgesehen. Keine Gemeinschaft, weder die Brüdergemeinde noch eine andere, vermochte ihn zu fesseln. Den Werth eines wohlausgestatteten Cultus wußte er in späteren Jahren freilich zu schätzen, aber vor der „Gedanken zerstörenden" Speculation hat er immer gewarnt. In die Zeit, von der wir reden (Anfang der siebziger Jahre), fallen auch die Scenen des Faust, die mit den bis 1790 hinzugedichteten das „Fragment" geben, in dem er Faust als das Opfer einer scholastisch-mystisch-neuplatonischen Philosophie hinstellt, die wissen und schauen will, wo der beschränkte Menschengeist nur glauben und fühlen kann. —

Wir können, wie gesagt, nur andeuten, nicht entwickeln. Darum sei hier nur daran erinnert, daß auch Hamann, der „Magus aus Norden", durch seine „wundersame Großheit und Innigkeit" Einfluß auf Goethe gewann; es sei nur erinnert an seinen Umgang mit Herder, Jacobi, Lavater: lauter Männer, denen das Christenthum eine Herzensangelegenheit und ein Gegenstand emsiger Forschung war. Die heutige Mode der „Männer der Wissenschaft", stumpfsinnig an der christlichen Religion vorüber-

zugehen, das Christenthum als überwundenen Standpunkt zu behandeln und es als dummes Zeug oder Betrug zu verwerfen, war dazumal bei den großen Geistern unserer Nation noch nicht in Aufschwung gekommen. So hörte auch Goethe in allem Sturm und Drang nicht auf, den höchsten Fragen sein Interesse zuzuwenden. Das Bedürfniß, sich in den viel verschlungenen Wegen der sittlichen Welt zu orientiren, trieb ihn zur Ethik des Spinoza. Seiner Art, Gott und Welt als Einheit zu denken, kam die Alleinheitslehre des Philosophen entgegen. Als Dichter war Goethe Pantheist und Polytheist, aber nur als Dichter. Sein Glaube an Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit stand trotzdem fest, die Wärme seines religiösen Gefühls litt dadurch keinen Abbruch. Er zog die logischen Consequenzen des Systems nicht. Für ihn war wesentlich nur das, was er sich aus dem Philosophen heraus- oder in denselben hineinlas. Zwar erblaßte die christliche Färbung seiner Religiosität eine Zeit lang, aber sie kehrte wieder. Auch die Abwendung von Christo als dem gottmenschlichen Mittler war keine dauernde; im Grunde des Herzens blieb immer ein Zug zu ihm, der zu seiner Zeit erwachte.

Aus dem genialischen Treiben der ersten Jahre des Weimaraner Lebens klingt uns mehr als ein Ton innig religiösen Gefühls entgegen.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Das tief für fremdes Leid empfindende Gemüth des Dichters wendet sich mit dem Gebet an Gott:

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Nicht bloß in sich und der sichtbaren Natur, sondern hoch über der irdischen Welt sucht er seinen Gott, den Gott seiner Jugend.

Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinen Busen,
Alliebender Vater!

In Blumenduft und Blätterrauſchen des Waldes ſpürt er des Ewigen Hauch und wendet ſich ehrfurchtsvoll an ihn mit den Worten:

Du haſt uns lieb, Du giebſt uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.

Einen Abſchnitt bildet das Jahr 1783. In dem herrlichen Gedichte „Ilmenau" hält er rückſchauend Einkehr bei ſich ſelbſt und hält ſeinem Fürſten die ernſten Pflichten ſeines Standes vor. Der nun folgenden Periode ſeines Lebens möchten wir die Ueberſchrift geben:

Lange hab' ich mich geſträubt. Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Menſch zerſtäubt, wird der neue wach.
Und ſo lang du dies nicht haſt, dieſes Stirb und Werde,
Biſt du nur ein trüber Gaſt auf der dunklen Erde.

Zu dieſem Erwachen des neuen Menſchen waren religiöſe, durch Herder vermittelte Einflüſſe wirkſam. Beweis: das religiös-philoſophiſche Gedicht, das man auch wohl ein chriſtliches nennen darf, „Die Geheimniſſe". Der Titel ſtammt aus jener heiligen Scheu Goethe's, das Würdige, Höchſte und Bedeutendſte der Entweihung preiszugeben. Er hüllt es in das Geheimniß ein, um es vor Profanirung zu ſchützen. Den Grundgedanken hat uns der Dichter ſelbſt dahin gedeutet, „daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler (Humanus) angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zuſammenleben Humanus gar wohl von ihnen ſcheiden, weil ſein Geiſt ſich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdiſchen Gewandes mehr bedarf." Das iſt die Zeit der Vollendung auf Erden, da Chriſti Geiſt alles durchdrungen hat und das Ebenbild Gottes, die „reine Menſchlichkeit", vollkommen wieder hergeſtellt ſein wird, auf daß Gott ſei alles in allen. So ſchaut

der Dichter mit prophetischem Blick die Zukunft. Noch aber stehen wir in der Mitte der Zeiten und hoch aufgerichtet über dem stolzen Bau funkelt das geheimnißvolle Bild des Kreuzes. Der Wanderer versinkt in heilige Andacht:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen,
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Wir greifen dem Sinnen und Nachdenken des Lesers durch weitere Ausdeutung nicht vor. Es giebt aber noch einen andern Beweis dafür, daß christliche Impulse Herz und Gedanken Goethe's bewegten: das ist „Iphigenia auf Tauris", die ihn nicht weniger als acht Jahre hindurch beschäftigt hat. Gewiß, das Drama hat keine religiöse Tendenz. Wer könnte aber leugnen, daß in der wunderbaren Gestalt Iphigeniens ein Idealbild Blut und Leben gewonnen hat, wie es nur durch die Vermählung altklassischer Schönheit mit christlichem Geiste möglich war? Sie steht da, mit jedem einzelnen Zuge auf etwas Höheres deutend,

eine reine Seelengröße, so leibhaftig, so wahr, daß sie uns tief innerlich bewegt.*)

Aber wie? War nicht dem Dichter selbst sein vollendetstes Werk später in dem Maße fremd geworden, daß er gegen Schiller (11. Mai 1802) äußern konnte: die Aufführung desselben werde ein wunderbarer Effect für ihn sein, nämlich „die unmittelbare Gegenwart eines für ihn mehr als vergangenen Zustandes"?! Möglich immerhin, daß der Dichter durch das in „Iphigenie" geschaffene Ideal über sich selbst hinausgegangen sei. Wer möchte sich indessen wundern, daß ein Mann von der gewonnenen Höhe mit einigem Befremden auf den durchschrittenen Weg herabblickt? Goethe stellt in der Iphigenie seine eigene Läuterung und Versöhnung dar; was ihn bewegte und quälte, hat er sich vom Herzen geschafft und als ein Kunstwerk aus sich herausgestellt, das er nun objectiv betrachtet. Er eilte von Stufe zu Stufe; seine Weise war es, daß nach Lösung einer Aufgabe schon eine andere größere an ihn herantrat. So betrüben wir uns auch nicht mit manchen Literarhistorikern über das wegwerfende Wort aus seinem Munde: Iphigenie sei freilich „verteufelt human". Ein Blick auf die Wirklichkeit zeigte dem nüchternen Manne nur zu deutlich, wie wenig diese dem aufgestellten Humanitätsideal entsprach. Dabei sollte man doch nicht vergessen, den obigen Aussprüchen einen andern als Gegengewicht hinzuzufügen, nämlich die Verse an den Schauspieler Krüger vom 31. März 1827 in einem Prachtexemplar der Iphigenie:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Klingt das wie Entfremdung? Nein, Goethe hat sich religiöser Gefühle und christlicher Gedanken je länger desto weniger ent-

*) So Filtsch und Dilthey a. a. O. S. 40.

schlagen. Viele seiner Gedichte sind des Zeugen. Uns sei noch erlaubt, auf eine Perle unter seinen Werken aufmerksam zu machen, die zu wenig gekannt und genannt zu werden scheint: die Novelle vom „Kinde und Löwen" (1826). Mit einem wahrhaft herzgewinnenden Zauber ist darin die Macht des Religiösen und Sittlichen über die Natur und ihre Geschöpfe geschildert. Wir thun einen lichtvollen Blick in Goethe's seelenvolle Naturauffassung und das sittlich-religiöse Gefühl, das derselben zu Grunde lag. In der Sprache der Psalmen feiert er hier die Allmacht, die Weisheit und Güte Gottes. Den Höhepunkt der köstlichen Erzählung bildet die Zähmung des Löwen und die Hinüberführung des Königs der Wüste gleichsam in eine humane Sittlichkeit durch Lied und Gebet des Kindes. Das Unbändige und Wilde wird gezähmt durch Güte und Sanftmuth, Liebe und Frömmigkeit. Wie treffend die Erinnerung an den Propheten Daniel und Gottes schützende Engel in den „sanften frommen Liedern!" Welche Kraft und Erhebung in dem prophetischen, an Jesaias anklingenden Friedenshymnus:

Denn der Ewige herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Wär's nicht verstattet, bei den beiden letzten Versen an „Iphigenie" zu denken? Ihre betende Liebe war es, die das verbitterte Gemüth, den umnachteten Sinn und das verdüsterte Herz des Bruders besänftigte, erhellte, versöhnte.

Nur noch wenige Belege dafür, daß Goethe, trotz mancher Schwankungen im Einzelnen und entgegenstehender Aeußerungen, den religiösen urd ethischen Gehalt des Christenthums im Ganzen stets anerkannt hat, und zwar nach eigenster Erfahrung und Ueberzeugung. Die höchste Offenbarung des der Welt immanenten Gottes, das „Organ der Organe" nach Herder'schem Ausdruck,

war und blieb ihm Christus, das Ideal und Musterbild reiner und so wahrhaft göttlicher Menschlichkeit.

In dem Aufsatz „Israel in der Wüste", abgedruckt im „Divan", stehen die denkwürdigen, gerade heute so sehr beherzigenswerthen Worte: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Glaubens und des Unglaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag." (Geschrieben 1797).

Im Jahre 1797 wurde „Hermann und Dorothea" vollendet, ein Gedicht, das mit seiner Verherrlichung des Familienlebens und bürgerlicher Tugend, überhaupt in seinen sittlichen Grundlagen auf dem Christenthum ruht. Goethe hat dies Werk vor andern geliebt. — Um die Wende des Jahrhunderts wurde das „Christ ist erstanden", gedichtet, ein ergreifendes Osterlied und ein weihevoller Preisgesang der thätig sich weisenden Liebe zum Herrn und Meister.

In eine bestimmte Confession läßt Goethe sich allerdings nicht einreihen, er kann gleich allen großen Männern nicht klassificirt und rubricirt werden; er bildet eine Classe für sich. Sehr begreiflich darum, daß er bei den mannigfaltigen Richtungen seines Wesens „nicht an einer Denkweise genug hat." Als Dichter und Künstler ist er Polytheist, als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Theist. „Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen." (An Jacobi 1813.) Daß der Naturbetrachtung, die ihm ebenso ein sittliches wie wissenschaftliches Bedürfniß war, Schranken gezogen seien, erkannte er willig an. Das Wissen „erhält seine vollständige Ergänzung durch den Glauben".

Zum Reformationsfeste 1817 gedachte Goethe eine Cantate

auf Luther zu dichten. Darin sollte gesagt werden, „das Gesetz strebe nach Liebe, die Liebe erfülle das Gesetz, aber nicht aus eigener Macht, sondern durch den Glauben an den alles beglückenden Messias. Mit dem Donner auf Sinai, dem ‚du sollst' sollte das Gedicht beginnen und mit der Auferstehung Christi, dem ‚du wirst' schließen." Von dem Lutherthume urtheilte Goethe, „es widerstrebe der Vernunft nicht, sobald er die Bibel als Weltspiegel betrachte."

Indem wir im Vorbeigehn hinweisen auf den christlichen Geist der „Sprüche in Prosa", in denen Goethe seine Welt- und Lebensanschauung mit prägnanter Kürze ausgesprochen hat, schließen wir mit Anführung einer gewissermaßen zusammenfassenden Auseinandersetzung aus dem Jahre 1832, dem Todesjahre des Dichters. (Eckermann III, S. 254 ff.) „Es giebt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Schuld befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. . . Echt und unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht

bringt, wenigstens keine gute!.. Die vier Evangelien halte ich für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist abermals eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe!" An der Krisis der menschlichen Geistesentwickelung, die zu seiner Zeit sich verbreitete, meinte Goethe, trage die Kirche einen Theil der Schuld, da sie den Köpfen so viel dummes Zeug aufgeheftet habe. Doch hoffte er sicher, daß die Menschheit jene Krisis überstehen werde, eben mit Hülfe der Kirche und des Christenthums. Unendlich viel habe man Luther und der Reformation schon zu danken. „Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Es wird dahin kommen, daß endlich alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sectenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehn zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch frei und groß fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Cultus nicht